



Berlin, den 1. Dezember 1900.

Ministerworte.

Wenn der Allerhöchste Kriegsherr, der seine Truppen zum letzten Abschied vor sich sieht, die Truppen, die auf sein Geheiß ins Feld ziehen — er ist besser orientiert als sie —, warnt, sie auf manche Verhältnisse dort aufmerksam macht, dann muß man doch sagen: eine derartige Bewegung ist menschlich erklärlich, ist menschlich schön. Wenn mir der Ausspruch entgegen gehalten worden ist: ‚Gefangene werden nicht gemacht‘, so habe ich Ihnen die gesetzlichen Bestimmungen bereits vorgetragen, die auf Befehl des Kaisers bei den nach Ostasien entsandten Truppen zur Einführung gelangt und auf Allerhöchsten Befehl auf dem langen Transport nach China mit den Truppen zur eingehenden Instruktion gemacht worden sind. Folgen, wie sie Herr Bebel hier zur Sprache gebracht hat, sind also, selbst wenn die Rede Seiner Majestät zu einem Mißverständnis hätte führen können, völlig ausgeschlossen. Im ‚Vorwärts‘ spielen die ‚Hunnenbriefe‘ jetzt fast täglich eine große Rolle; und der Ausdruck ‚Hunnen‘ ist auf eine Rede Seiner Majestät im Bremerhaven zurückgeführt worden. Ja, wenn man diese Kritiken liest, dann kann man doch nur sagen: Das ist eine rein äußerliche Betrachtung der Weltgeschichte. Dem Gedanken muß man nachgehen. Ich meine, man muß die Weltgeschichte im Ganzen betrachten. Der Vorgang, daß vor anderthalb Jahrtausenden die Mongolen, die Ostasien in Europa einfielen und ganze Reiche über den Haufen warfen, bis sie schließlich durch den Rest der europäischen Völker geschlagen wurden und Europa räumten, ist doch von größtem Interesse. Jahrhunderte lang haben wir unter diesem furchtbaren Einfall gelitten. Jetzt, nach anderthalb Jahrtausenden — die Vergeltung der Weltgeschichte schreitet

sonst schneller — vereinigen sich endlich die Völker Europas, nicht, um den Hunnen nachzuahmen, sondern, um Recht und Gesetz in Ostasien wieder aufzurichten.“

Kriegsminister von Gohler:

Reichstagsstenogramm vom neunzehnten November 1900, Seite 38.



„Die Rede Seiner Majestät in Bremerhaven ist gehalten worden in einem Augenblick, wo allgemein angenommen wurde und angenommen werden mußte, daß alle in Peking eingeschlossenen Europäer eines martervollen Todes gestorben wären. Es war nach meiner Auffassung ganz in der Ordnung, daß Seine Majestät der Kaiser zu den ausdrückenden Soldaten in diesem Augenblick als Soldat gesprochen hat und nicht als Diplomat. Daß die Diplomatie dabei nicht zu kurz kommt, dafür lassen Sie mich sorgen!“

Reichskanzler Graf von Bülow:

Reichstagsstenogramm vom zwanzigsten November 1900, Seite 63.



„Wie man die Armee und das Christenthum mit einander in Gegensatz bringen kann, verstehe ich nicht; hat es doch, seit das Christenthum auf Erden erschienen ist, auch stets Armeen gegeben . . . Der Deutsche Kaiser führt das Kommando über die Armee und speziell über die preussische Armee, und zwar als Kriegsherr. In dieser Eigenschaft ertheilt er seine Befehle, nicht bloß auf Grund der Reichsverfassung.“

Kriegsminister von Gohler:

Reichstagsstenogramm vom dreißigsten November 1900, Seite 126.



„Ich erkläre auf das Allerbestimmteste, daß, als die Rede Seiner Majestät in Bremerhaven gehalten wurde, alle Welt überzeugt war, die Europäer in Peking wären bis auf den letzten Mann niedergemacht worden. Das wurde damals von der ganzen europäischen Diplomatie angenommen, von allen Kabinetten geglaubt; es waren ja damals schon an verschiedenen Stellen für die Unglücklichen Trauergottesdienste gehalten worden. Die Rede Seiner Majestät des Kaisers in Wilhelmshaven wurde allerdings gehalten, unmittelbar nachdem die Nachricht eingetroffen war von der Ermordung des deutschen Gesandten; zehn Minuten vorher war die Depesche mit der Nachricht von der Ermordung des Freiherrn von Ketteler bei uns eingetroffen. Ich sage Ihnen ganz offen: ich würde es nicht verstehen, wenn die Nachricht von einer so schmählischen Unthat dem Deutschen Kaiser das Blut nicht rascher durch die Adern getrieben hätte.“

Reichskanzler Graf von Bülow:

Reichstagsstenogramm vom dreißigsten November 1900, Seite 125.



„Für fast jeden Träger offizieller Pflichten ist von allen Lasten die Verantwortlichkeit die schwerste. Mehr aber als jeden Anderen drückt diese Bürde den höchsten öffentlichen Beamten; gerade er fühlt ihre Wucht und sucht sich ihr, wo er irgend kann, zu entziehen.“

Lord-Kanzler Henry Brougham: Sketches of statesmen.



„Für das größte Unheil unserer Zeit, die nichts reif werden läßt, muß ich halten, daß man im nächsten Augenblick den vorhergehenden verspeißt, den Tag im Tage verthut und so immer aus der Hand in den Mund lebt, ohne irgend Etwas vor sich zu bringen. Haben wir doch schon Blätter für sämtliche Tageszeiten! Ein guter Kopf könnte wohl noch eins und das andere interkaliren. Dadurch wird Alles, was ein Jeder thut, dichtet, ja, was er vorhat, ins Dessenliche geschleppt. Niemand darf sich freuen oder leiden als zum Zeitvertreib der Uebrigen; und so springts von Haus zu Haus, von Stadt zu Stadt, von Reich zu Reich und zuletzt von Welttheil zu Welttheil, Alles velociferisch.“

Staatsminister von Goethe: Sprüche.



Sozialismus und Kunst.

Aus dem Munde der unthätigsten Kapitalisten hört man besonders oft den Vorwurf, der Sozialismus schwäche den persönlichen Muth zur Initiative; die starrsten Despoten bekämpfen ihn mit dem Schlagwort von Freiheit und Humanität: da ist es denn nicht weiter wunderbar, daß gerade die geistig unfreisten Spießbürger die Vertheidigung der Künstler gegen die unwissende Menge, „die modernen Barbaren“, übernehmen. Doch kann man zum Trost hinzufügen, daß sie nicht vereinzelt sind: auch geistvolle und gelehrte Philosophen, wie Fouillée, äußern sich besorgt über das Schicksal, das in einer Gesellschaft von Kommunisten und Materialisten den Dichtern, Künstlern, Metaphysikern drohen könnte. Würde man sie nicht, ohne ihnen

den Lorber gereicht zu haben, aus dem Lande der Freiheit jagen? Und wenn man sie selbst ruhig leben und schaffen läßt: soll die sozialistische Zukunftsgesellschaft die philosophische Arbeit organisiren, die bis an die höchsten Wipfel und an die fernsten Grenzen des Daseins reicht, ja, bis ins Jenseits dringt? Läßt sich etwa die Arbeit des Denkers auf dem Verwaltungswege regeln? Kann man ihr den achtstündigen Maximalarbeitstag diktireu und einem Victor Hugo befehlen, seine poetische Erleuchtung punkt sieben Uhr morgens zu haben und sich um neun Uhr auszuruhen? Und wie wird man diese Arbeit bezahlen? Der Gedanke eines genialen Menschen ist nicht von oben herab auf Markt und Pienntze abzuschäupen. Hätten etwa, als Galilei die Satelliten des Jupiter entdeckte, die Geschäftsführer eines kommunistischen Staates vorher sagen können, daß diese Satelliten einst die Herstellung besserer Karten ermöglichen und diese Karten die Handelsflotte vor drohenden Schiffbrüchen bewahren würden? Müße und Müßiggang haben, so verhaßt sie dem Handarbeiter an Anderen sind, neben ihren Nachtheilen doch auch Vorzüge; sie bringen nicht selten Nutzen, sind sogar eine gesellschaftliche Nothwendigkeit. Wenn die ganze Welt im Joch stöhnte, hätten wir keine idealen Schwärmer, fehlten uns die scheinbar müßigen Träumer, die man Sokrates, Archimedes, Laplace oder Dante, Shakespeare, Lamartine nennt. Kurz und gut: nach Fouillés Ansicht wird eine sozialistische Gesellschaft zwar Wohl bauen, sich aber wenig um die Rosenzucht kümmern; ihre ganze Kraft würde in der Sorge für das materielle Wohlergehen verzehrt werden. Jeder hätte gewiß, was er unbedingt braucht, aber Keiner den holden Ueberfluß. Und gerade vom Ueberfluß der Reichen leben ja die Künstler.

Bevor ich auf diese kritischen Bemerkungen antworte, muß ich einen grundsätzlichen Irrthum beseitigen.

Alle Sozialisten und Materialisten würden gemeinsam mit Fouillés die bis zur Banalität zweifelloße Wahrheit anerkennen, daß eine kollektivistische Gesellschaft, die versuchte, die geistige Arbeit eben so wie die Handarbeit administrativ und bürokratisch zu regeln, jede Regung des Erfindergeistes, jeden sozialen, aber schließlich auch jeden wirtschaftlichen Fortschritt hemmen würde. Zu unserem Bedauern stimmt aber Fouillés nicht mit uns in der Gewißheit überein, daß ein solcher Gedanke niemals im Hirn irgend eines sozialistischen Theoretikers gelebt hat. Er mag sich beruhigen: die Victor Hugo der Zukunft werden keiner Fabrikarbeiterordnung unterworfen sein und die Shakespeare des zwanzigsten Jahrhunderts werden — wenn sie sich nicht besser ernähren können — nicht gehindert werden, auf der Bühne kleiner Privattheater ihr Leben zu fristen. Und man darf sogar hoffen, daß die Astronomen, Dichter, Mathematiker und Philosophen unter sozialistischer Herrschaft nicht wie Galilei ins Gefängniß gesperrt, wie Dante verbannt,

wie Archimedes getödtet, wie Sokrates vergiftet werden. Wirklich — um ernsthaft auf einen ernsthafteren Einwand zu antworten —: ein Gelehrter vom Range Fouillée's brauchte sich nicht zu bemühen, um zu beweisen, was selbst der beschränkteste Kollektivist nie bestritten hat: daß Philosophie und Kunst vor Allem der Freiheit, der ungehemmten Entwicklung bedürfen. Die Frage ist einfach, ob Dichter, Philosophen und andere uneigennützigte Geistesarbeiter in einer sozialistischen Gesellschaft nicht eben so viel oder sogar mehr wirkliche Freiheit haben würden als jetzt. Es ist doch klar, daß keine Gesellschaftsform der Kunst und Philosophie ungünstiger sein kann als der Klassensittlichkeit der Bourgeoisie, die ganz in Geldinteressen aufgeht.

Wenn auf den Ruinen der Vergangenheit, auf dem schwanken Moorgrunde der Gegenwart, auf verwitterten Trümmern und auf Gipfeln, von denen schon das Licht der aufsteigenden Morgenröthe die kommende Zukunft ahnen läßt, trotz Alledem die Kunst weiterblüht, so dankt sie diese Blüthe einem Trieb, der eben so unaufhaltsam ist wie die Keimkraft der Pflanze im alten Gemäuer, im geborstenen Pflaster, in der kümmerlichen Ackerkrume des dürrsten Bodens. Aber trotz dieser unbezwinglichen Lebenskraft leidet die ästhetische Schaffen — und man kann genau das Selbe vom philosophischen sagen — kläglich unter den ungünstigen Lebensbedingungen, denen es sich heutzutage fügen muß. Für die Mehrheit und selbst für die Flügelmäner der bürgerlichen Gedankenwelt ist das ästhetische Vergnügen nur ein Spiel, eine Zerstreuung, ein Luxusgenuß. Nach Spencers Wort ist es dadurch charakterisirt, daß es nicht mit den Lebensfunktionen verknüpft ist, daß es keinen in Ziffern umzuwerthenden Vortheil bringt; das Vergnügen an Tönen, an Farben und süßen Düften, sagt er, ist nichts als eine Uebung, ein Spiel dieses oder jenes Organs, ein Spiel ohne sichtbaren Nutzen; es ist, mit einem Wort, ein Luxusgenuß. Und bei einem sozialen Zustande, der die große Mehrheit der Menschen zwingt, ihre ganze Kraft im Kampf um das tägliche Brot zu verbrauchen, kann dieser Luxusgenuß natürlich nur einer winzigen Minderzahl vorbehalten bleiben. Das war zur Zeit Ludwigs des Bierzehnten hauptsächlich der Hof. Später waren es die „vornehmen Leute“ der aristokratischen Salons. Heute ist es fast ausschließlich die Bourgeoisie oder vielmehr jener verschwindende Bruchtheil der Bourgeoisie, der noch andere Interessen hat als das, möglichst hohe Mehrwerthe aus der Arbeit der Proletarier herauszupressen.

Wenn man von den allzu seltenen wirklich geistigen Genüssen absieht, die der Sozialismus heute schon Allen bietet und von denen übrigens leider die meisten dem Handarbeiter nach seinem Bildungsgrade noch unzugänglich sind, so kann man wohl ruhig sagen, daß nur die Bourgeoisie, die Klasse der Reichen oder mindestens Wohlhabenden, Zeit und Geld hat, um Bibliotheken und Theater zu besuchen oder sich gar Bücher, Bilder, Statuen oder andere

Gegenstände anzuschaffen, in denen sich die Schönheit verkörpert. Und dieses geistige und wirthschaftliche Monopol giebt ihr — und nur ihr — auch die Macht, unmittelbar oder durch Vermittelung des Staates allen Künstlern, die keine anderen Daseinsmöglichkeiten haben, Gesetze zu dictiren: sie müssen ihr dienen oder Hungers sterben. Das erklärt auch die Mittelmäßigkeit Deerer, die sich unterwerfen, und die Erbitterung der Anderen, die sich aufbäumen. Allen Künstlern, die durch persönliche Hilfsquellen oder dadurch, daß sie sich harte Entbehrungen auferlegen, sich eine gewisse Unabhängigkeit gesichert haben, ist die tiefwurzelnde Abneigung gegen die bourgeoise Tyrannei und das bourgeoise Ideal gemeinsam. Eine Gruppe schöpft aus dieser Abneigung Kraft und zwingt der Empörung große Werke ab. So schrieb Balzac die *Comédie Humaine*, spie Flaubert den lärmenden Junisiegern des Jahres 48 seine Verachtung ins Antlitz, brandmarkte Victor Hugo das zweite Kaiserreich, schuf Zola seinen Roman *Germinal*. Andere, eine zweite Gruppe, treibt der Ekel aus der Gegenwart in den Elfenbeinthurm der Elitedichter; sie singen, wie Malarmé, das Lied von der Decadence oder flüchten in die Vergangenheit und suchen in den großen Jahrhunderten des Christenthums die Erbauung, die ihnen die moderne Welt schuldig bleibt. Und wieder Andere, deren Zahl von Tag zu Tag wächst, suchen eine Stütze in der erwachenden Massenpsyche und verkünden, mit Wagner, den nahenden Sieg des Bundes der Kunst mit der Revolution. Doch wie schön, wie erhaben ihre Werke auch sein mögen: sie sind nur Vorläufer, können nichts Anderes sein. Damit eine neue Kunst erblühen kann, eine Kunst, groß und machtvoll wie die Menschheit selbst, muß die Menschheit nach dem Kampf Frieden, nach rastloser Arbeit Ruhe, nach wilden Interessenkämpfen und Zänkereien um die Beute endlich die stille Einheit der Herzen und Seelen kennen, genießen lernen. Zeiten des Uebergangs, der Kritik, der Revolutionirung, wie unsere es ist, können nur gequälte und unvollkommene Werke zu Tage fördern. Was war, ist tot. Was kommen wird, lebt noch nicht. Traum und Wirklichkeit sind nicht zu vereinen. Die den Baugrund zu Neuem legen, haben keine Zeit, an Anderes zu denken; und die Künstler, die zu einem noch unterjochten Volke reden, warten nur allzu oft vergebens auf einen Widerhall ihrer rufenden Stimme. Wenn einst aber das heutige Proletariat ein wahrhaft menschenwürdiges Leben führt, wenn alle Arbeiter geistig und seelisch so kultivirt sein werden, daß sie Kunst künstlerisch empfinden können, wenn nach der Arbeit Alle die Ruhe haben, deren soziale Nothwendigkeit auch Fouillée anerkennt, dann — und nur dann — wird das ästhetische Vergnügen nicht mehr ein Luxusgenuß sein, sondern ein Bedürfniß der Gesamtheit werden, dann erst — und nur dann — werden große Werke von vollendeter Schönheit entstehen, gesunde Kinder des fruchtbaren Seelenbundes eines schöpferischen Individuums, das der Gedanke, verstanden

zu werden, beglückt, und der mitschaffenden Gesamtheit, die stolz darauf ist, einen Großen empfunden, verstanden zu haben. Was wäre denn, nach dem herrlichen Wort der George Sand, die Kunst „ohne die Herzen und die Geister, in die man sie pflanzt? Eine Sonne, die kein Licht spenden, kein Leben schaffen könnte.“ Wie anders würde die Welt aussehen, wenn die Massen ihre Augen dem Licht öffneten und selbst auf ihre bescheidensten Arbeiten noch ein Strahl des glänzenden Gestirnes herniederleuchtete!

Mit einem Schein von Verächtlichkeit wendet man dagegen ein, die ästhetische Entwicklung werde gehemmt sein, wenn die Künstler in einem sozialistischen Staat der Hilfsquellen beraubt wären, die ihnen in der Zeit des Privateigenthums die Kunst fürstlicher oder bürgerlicher Mäcene erschloß; gerade von diesem Luxusbedürfnis der Reichen, sagt man, leben sie ja. Und doch ist der Einwand nur komisch. Er stammt von Bewunderern der bourgeois Gesellschaftsordnung. Die Bourgeoisie als *alma mater* der geistigen Arbeiter! Muß man wirklich erst daran erinnern, zu welchen Mitteln die meisten Geistesarbeiter heute ihre Zuflucht nehmen müssen, um sich das Stück trockenen Brotes zu verschaffen, das Berlioz sich am Denkmal Heinrichs des Vierten mit Rosinen verführte? Schiller war Professor der Geschichte. Balzac bekam kaum ein paar lumpige tausend Francs für seine zehntausend Seiten fallende Komödie der Menschheit. Ehe Ludwig der Zweite in Wagner's Leben eingriff, war der Meister gezwungen, eine Begleitung für zwei Cornet à Piston zur „Favoritin“ zu schreiben. Beethoven schrieb am Ende seines Lebens an seinen Freund Ries über eine Sonate, sie sei unter den elendesten Verhältnissen entstanden; denn es sei traurig, für das liebe Brot schreiben zu müssen. „Und so weit bin ich nun!“ Unter den größten Schöpfern verdankt die weitaus größte Zahl Derer, die nicht im schwärzesten Elend lebten, ihre Existenz entweder einer Beschäftigung, die ihrer Kunst ganz fern lag, einem einträglichen Nebenamt oder der späten Gunst des immer nachhinkenden Publikums.

Nach jeder Richtung würde die kommunistische der heutigen Gesellschaft überlegen sein. Die neben ihrer Kunst einen anderen Beruf ausüben müßten, hätten mehr freie Zeit. Die jetzt für irgend einen bürgerlichen oder königlichen Mäcen arbeiten, würden dann — wie einst Rembrandt und Hals — für Gemeinschaften, Gruppen, öffentliche Anstalten thätig sein, deren Kollektivluxus die Eitelkeit und Knäuferei des privaten Luxus verdunkeln würde. Und Die endlich, die mit amtlichen Sphären nichts zu thun haben wollen und sich lieber direkt an das Publikum wenden, könnten dann von dem Ertrag ihres Pinsels oder ihrer Feder viel leichter und besser leben, weil sie ein viel größeres, reiferes und verständigeres Publikum hätten als jetzt. Ganz thöricht ist der Einwand, die Menge werde ein schlechter Richter sein und die glänzende, ins Auge fallende Mittelmäßigkeit der schlechten Größe des ursprünglichen

Talentes vorziehen. Lehrt die Erfahrung nicht, daß der hartnäckigste Widerstand gegen die neuen Kunstformen nicht von der Masse, sondern im Gegentheil von den privilegierten Kasten ausgeht? Als Walthar Stolzling von den Meisteringern zurückgewiesen wird, wendet er sich an die guten Nürnberger. Nicht im Hotel Rambouillet, sondern bei der Masse siegte Corneille mit seinem Polyeucte. Die wirklich großen Schöpfungen, die eines ganzen Volkes Seele widerspiegeln, wurden stets zuerst von dem Volk selbst oder mindestens doch von dem Bruchtheil des Volkes verstanden, der noch nicht ganz von der Macht der Finsterniß unterjocht war.

Wie die beiden großen Epochen, die im ewigen Weben und Werden der Geschichte ruhmvoll bis in unsere Tage leuchten, so wird auch der Sozialismus sein Werk mit einer neuen Aesthetik krönen. Man hat oft gesagt, die Kunst sei nichts Anderes als der vielleicht schlecht gerahmte, aber immer getreue Spiegel der Gesellschaft. Heute zeigt er uns die schlaffe Ruthlosigkeit der sterbenden Bourgeoisie, die Sorgen und Qualen, aber auch die Hoffnungen des im Leid lebenden, im Leid erstarkenden Proletariates. Morgen wird er die ruhige Heiterkeit glücklicher Geschlechter zeigen, die dem Sumpf des Elends entronnen sind und durch die Kraft ihres Fleißes, ihres muthigen Mähens die souveraine Herrschaft der Arbeit gesichert und das Reich solidarischer Nächstenliebe begründet haben.

Victor Hugo zeigt uns in einem seiner herrlichsten Gedichte den bodenfähigen Waldgott auf des Olymps Höhe, wie er struppig und schwarz in der stolzen Versammlung der Götter auftaucht. Man höhnt ihn mit scharfen Worten. Er antwortet mit einem herausfordernden Lied. Merkur giebt ihm seine Flöte. Bezwungen reicht ihm Apollo seine Leier. Der revolutionäre Gesang schallt mit wachsender Gewalt bis ans Gemölbe der Himmelsveste und auch der Sänger wächst, während er singt, bis sein dunkler Schatten den unendlichen Raum erfüllt. Eine Welt steht auf und stürzt Jupiters Thron. . . Ist der Sozialismus nicht der Satyr dieses Gedichtes, wie er anfangs struppig und schmutzig, beim ersten Auftauchen verachtet, im Wachsen gefürchtet? Doch er wächst höher, greift nach der Flöte Merkurs, nach Apollos Leier, nützt Alles, was die Kunst an Schönheit bietet, bedient gerade der Schönheit sich als seiner Waffe, redt sich hoch und stolz vor Denen auf, die sich unsterblich dünken, und wird ihnen bald, während er auf ihren Thron den Erobererfuß setzt, in der Vollkraft seines Siegebewußtseins zurufen: Raum für Alle! Ich bin Pan! Auf die Knie mit Dir, Allwater Zeus!

Brüssel.

Dr. Emile Vandervelde.



Katholische Literatur.

Wie flüchtig in einer an inneren Ereignissen reichen Zeit die Tagesgeschicknisse im modernen Bewußtsein halten, dafür bietet der Kampf einen Beleg, der glücklich mit einer Niederlage des Centrums geendet hat. Der Kampf um die Lex Heinze war der zweite Akt eines Dramas, dessen letzte drei Aufzüge voraussichtlich noch mancherlei Ueberraschungen bringen werden, dessen erster Akt aber schon beinahe vergessen ist. Das Schauspiel hob an im Jahre 1898 auf der fünfundvierzigsten Generalversammlung deutscher Katholiken in Krefeld mit der öffentlichen Erörterung der geistigen Rückständigkeit des heutigen Katholizismus, die unter dem Namen der „Inferioritätsdebatte“ in dem Buch der modernen Weltanschauungsgeschichte verzeichnet steht.

„Ein Jahr ist vergangen, seit die Inferioritätsdebatte in katholischen Kreisen ihre höchsten Wellen schlug. Und heute? Kaum eine Spur erinnert noch an das Geschehene. Beremundus, der aufrührerische Geist, hat die Maske abgelegt und sich als Karl Muth, Redakteur der ‚Katholischen Welt‘, entpuppt. Er hat einen zweiten Stein in den Sumpf geworfen; vergebens. Ein Aufgurgeln, — und Alles liegt still und schwarz wie vorher. Der Katholizismus ruht auf den Lorbern seiner politischen Macht und er tröstet sich über seine literarische Rückständigkeit mit der Hoffnung, daß der Himmel schließlich doch ein Einsehen haben und einen deutschen katholischen Dickens senden wird. Der Trost ist schwach, aber er genügt für fatte Leute. Und satt ist der Katholizismus, so satt, daß er die geistige Anstrengung, die Karl Muth ihm zumuthet, überlegen lächelnd ablehnt. Schell hat sich gebeugt, Beremundus ist vergessen, Karl Muth wird ignoriert: der Sumpf hat seine ersehnte schwarze Ruhe wieder.“ Mit diesen Worten hebt das letzte Kapitel eines kleinen Buches von Ernst Gylstrom, „Der Katholizismus und die moderne Dichtung“ (Minden, Bruns 1900), an, das längst vor dem Auftauchen der Kunstparagrafen der Lex Heinze abgeschlossen war. Das Buch schildert nicht nur die Geschichte jenes Selbsterkenntnißversuches des Katholizismus, der in dem Aufwerfen der Frage gipfelte, ob der heutige Katholizismus geistig und besonders dichterisch inferior sei, von dem Buche Schells „Der Katholizismus als Prinzip des Fortschritts“ bis zu der Brochure von Beremundus über die literarische Inferiorität des Katholizismus, sondern es weist auch die tieferen Gründe für dessen dichterische Impotenz nach.

Es wäre thöricht, die Macht des Katholizismus zu unterschätzen. Seine mehr als hundert Abgeordneten im Deutschen Reichstag sind eine nicht wegzuleugnende Thatsache. Und wenn sich auch das Verhältniß zwischen der protestantischen und der katholischen Bevölkerung mit jedem Jahr ungünstiger für die Katholiken gestaltet und sie schon jetzt nicht mehr ein Drittel des

gesamten deutschen Volksstandes bilden und dieses Drittel der erdrückenden Mehrheit nach den ungebildetsten Schichten des Volkes angehört, so bedeutet der politische Katholizismus doch immer noch eine eben solche nationale Gefahr wie der religiöse Katholizismus eine Weltanschauungsgefahr. So willkommenen Mitbürger den Reichsdeutschen eines Tages sonst die zehn Millionen Deutschen des heutigen Oesterreich sein würden: man lehnt sie heute häufig ab, weil ihr Eintritt in das Deutsche Reich die Macht des Centrums ins Ungeheure verstärken müßte.

Die Frage nach der literarischen Inferiorität des Katholizismus war in der Absicht aufgeworfen worden, Alles zu sammeln, was an einigermaßen brauchbarer katholischer Literatur vorhanden sei, und es der modernen Kunst als ebenbürtigen Nebenbuhler an die Seite zu stellen. Dreißig Millionen deutsch redende Katholiken in einem großen Komplex im Reiche und draußen; und keine Literatur? Wie wäre Das möglich? Wenn nur der Ruf erschalle nach den großen Namen, die es da zu nennen gab, dann würden sie schon genannt werden. Aber der Ruf ertönte, — und die Antwort blieb aus. May und Brackel — haben Sie deren Namen schon einmal gehört? —: Das waren die Größen, die auf den Schild erhoben wurden. Der Dichter von „Dreizehnlinden“ hatte auch gar nichts speziell Katholisches in seiner Dichtung und war obendrein längst tot. Und Emil Marriot, auf deren Tauffchein ein katholischer Kirchenstempel stehen soll, Emil Marriot, die Realistin, konnte man doch unmöglich mit gerechten Namen wie Karl May in einem Athem nennen! So blieb bei Brackel und May. Als eine Heerschau war gemeint gewesen, aber bei der Heerschau hatte nur Eins gefehlt: das Heer, das doch nicht als ganz nebensächlich gelten konnte. So ward aus der Heerschau ein großes Bekenntniß literarischer Unterlegenheit, über das auch der Vortrag des Freiherrn von Hertling auf der Versammlung der Görres-Gesellschaft in Konstanz nicht hinwegtäuschen darf. Und als dieser Zustand erkannt worden war, da ließ man die Frage fallen. Von den „Stimmen aus Maria-Laach“ bis zur „Kölnischen Volkszeitung“ ward sie von der Tagesordnung abgesetzt und mit dem Mantel der katholischen Selbstliebe bedeckt. Dafür ging man zum zweiten Akt über, zu dem Versuch, dem protestantischen Theil Deutschlands die selbe Inferiorität aufzudrängen. Das ist der geschichtliche Zusammenhang der Lex Heinze mit der Inferioritätsdebatte. Beide haben mit Centrumsniederlagen geendet; und man könnte nur fragen, welche Niederlage eigentlich die schwerere war.

So lange es überhaupt eine schriftliche Niederlegung von dichterischen Schöpfungen gegeben hat, so lange ist auch die Dichtung niemals der reine Ausdruck des Augenblicksdenkens und Augenblicksempfindens der Einzelnen gewesen, so lange haben sich auch das Leben mit seinen Gedanken, Gefühlen

und Aufgaben und die dichterische Tradition mit den ihren gegenüberstanden. Es hat Zeiten gegeben, wo zwischen Beiden eine weite Kluft gähnte, und andere, wo ein dichterischer Genius die Tradition dem Leben wieder näher brachte. Gerade darin hat ja immer die höchste Aufgabe des Genies bestanden, daß es unter Benutzung des literarischen Erbes der Vergangenheit einen Ausdruck für die Welt des eigenen Innern seiner Zeit fand. Ganz rein ist dieses Zeitinnere freilich niemals und von keinem Dichter in der Literatur geboten worden. Immer hingen ihm Vergangenheitskladden an, Dinge, in denen er sich nicht von literarischen Einflüssen zu befreien vermocht hatte. Ja, meist haben die Dichter selbst diese Tradition hochgehalten. Die Goethe-Schiller-Zeit hat für sie den Ausdruck „das Allgemein-Menschliche“ erfunden und nach und nach hat man es zur Aufgabe aller Dichtung stampeln wollen, dieses „Ewig-Menschliche“ darzustellen. So lange diese Aesthetik dauerte, mußte auch das Epigonthum der Goethe-Schiller-Zeit dauern; und die Kritiker, die heute noch nicht über sie hinaus sind, haben auch in ihren dichterischen Erzeugnissen jenes Epigonthum noch nicht abgestreift. Daß der Mensch ein nach Rasse, Sphäre und Zeitpunkt bestimmtes Wesen ist und daß mit der immer weiter fortschreitenden Individualisirung der Menschen in den modernen Tagen gerade in dem Persönlichen und Individuellen der dichterische Reiz liegt: mit dieser Erkenntniß beginnt die moderne Kunstanschauung und die moderne Kunst. Der Katholizismus aber hat diesen Umschwung nicht mitgemacht. Er muß, wie die ganze Romantik, in ein zeitloses Mittelalter flüchten, um überhaupt noch behandelbare Stoffe zu finden, Stoffe, die er mit dem Resten Individualismus, das seinen Gläubigen unter dem Druck des spanischen Kirchenstiefels noch geblieben ist, bewältigen kann. Seine mythologische Weltanschauung, die er sich von Thomas von Aquino ausbilden ließ, lehnt die gesammte Ergebnisswelt der modernen Naturwissenschaft, Geschichte und Philosophie ab. Ihm dreht sich noch die Sonne um die Erde. Ihm ist das Jahr 1 unserer Zeitrechnung noch der Mittelpunkt der Weltgeschichte. Er weiß nichts von Eiszeiten und geologischen Epochen, von Jahrmillionen und versunkenen Pflanzen- und Thierwelten, vom Stufen-gang des Lebens auf dem Pfade der Entwicklung, von der Verwandtschaft des Menschen mit der Thierwelt, vom Zellenleben und der Psychologie auf physiologischer Grundlage. Ihm ist die Seele noch heute kein Vorgang, der mit dem Aufhören des selbständigen Zellenlebens beim Tode aus einem physiologischen zum chemischen Vorgang wird. Ihm ist sie noch immer ein gasförmiger Körper, der beim Tode fortfliegt und in extrännten Himmeln eine Stätte findet. Die Dinge, die dem modernen Gebildeten heilig sind, die Vorstellungen, bei deren Verleugnung sich in ihm der Wahrheittrieb mächtig aufbäumt, bedeuten für den Katholiken keine hellen, hohen Gefühlswerthe,

sie sind ihm nur Verirrungen des Menschengesistes. Er träumt den Menschenwillen noch immer frei von bestimmenden Gewalten; er lebt in einer Phantasiewelt, in der es magische Wirkungen geheimnißvoller Worte im Priesterlande giebt. Mit einem absolvirenden Wort des Priesters wird ihm im Menschengesist die Wirkung eines langen Lasterlebens vernichtet. Er bietet alle denkbare sittliche Enttäuschung auf, um die selbstverständlichsten Dinge als Ausgebirten teuflischer Bosheit hinzustellen, Er treibt Teufel aus und sieht Bannstrahlen von sichtbaren Wirkungen begleitet. Und Phantasiegebilde, die auf dem Boden solcher Voraussetzungen sprießen, sollen Dichtungen sein können, die einem modernen Gebildeten genießbar sind? Nein, zur Ehre des Katholizismus sei es gesagt: es giebt keine Dichtung, die ernstlich auf diesem Boden stände. Kein Menschengesist im neunzehnten Jahrhundert ist so verirrt, daß er auf Grund solcher Ungeheuerlichkeiten, von einem Standpunkt solcher grandiosen Wahngestalten aus, ein Stück modernen Menschenlebens zeichnen könnte. Und bis diese Zeichnung nicht geleistet ist, hat der katholische Kirchenglaube kein Anrecht darauf, als lebendig zu gelten. Eine lebendige Weltanschauung treibt auch Dichtungsbüthen. Aber eine künstlich mit dem Anschein des Lebens verbräunte, innerlich tote und überwundene Weltanschauung hat noch niemals phantasiebefruchtende Kraft besessen. Der moderne Katholizismus hat den Beweis noch zu erbringen, daß er nicht nur ein willkürliches Dogmengebäude, sondern eine lebendige Weltanschauung ist. Es wäre ein trauriges Zeichen für das deutsche Volk, wenn er ihn je zu erbringen vermöchte; denn an dem Tage, wo er Das leistete, würde er wieder eine lebendige geistige Macht sein. Einseitig ist freilich noch keine Gefahr vorhanden, dank der Unfehlbarkeit des Heiligen Thomas von Aquino.

Bonn.

Dr. Alexander Lisse.



Kiplings Gedichte.*)

Ich habe neulich irgendwo einen bekümmerten Auffas über neuere englische Literatur gelesen. Auf Bahnen wandelnd, die ihm ein längst überholtes, sehr scharfes Buch vorzeichnete, schritt der Verfasser durch einige ihm zufällig bekannte Partien des englischen Schriftthums wie ein Wargengel durch das Land der Fleischöpfe und schlachtete fröhlich die Leptgeburten. Er

*) Die indischen Gedichte Kiplings blieben in der folgenden Untersuchung unberücksichtigt. Sie bilden eine völlig abgeschlossene Gruppe.

fadelte nicht lange und verbannte in aller Form die moderne englische Literatur aus dem Bereich des Diskutablen. Bei dieser Hekatombe kam es ihm auf ein paar Opfer mehr oder weniger nicht an. Und so mußte auch Kipling daran glauben. Wohl fielen für ihn ein paar begütigende Worte ab. Aber dieses gönnerhafte Lob glied nur der Liebföng, die der Schlächter einem im Preise gestiegenen Stück zugesticht, bevor er es unter's Messer bringt.

Ich begreife dieses Urtheil. Wer so unvorsichtig ist, mit Angelsachsen ein Gespräch über Kipling zu führen, muß Zeuge einer unausgesetzten Himmelfahrt des Anglo-Indiers sein. Der Widerspruch, den dieser nicht sehr geschmackvolle Göpendienst weckt, steigert sich aber zum Aerger, wenn man dann etwa „Captains Courageous“ oder „A Fleet in being“ oder „Stalky“ liest. In einer liebgewordenen festländischen Schule gezogen, im Schatten eines wurzelstarken künstlerischen Dogmas aufgewachsen, wird man diese thranigen See- und Kindergeschichten mit Entrüstung weglegen. Wo, wird man fragen, setzt denn der Mann eigentlich ein, unsere Seele zu gewinnen? Wo liegt denn das Stück Menschthum, das er uns entdeckt hat? Soll es uns nahegehen, wenn er im Mastkorb eines englischen Schraubendampfers sitzt und „Ahoi“ schreit? Das haben der wackere Marryat und der treffliche Cooper eben so gut gemacht. Marryat und Cooper! Haben Die nicht schon in der Kreibezeit gedämmert? Ich glaube, noch in den Grenzen der erlaubten oratorischen Uebertreibung zu bleiben, wenn ich behaupte, daß die meisten Leser Kiplings östlich von Greenwich in der Werthung Kiplings zu einem ähnlichen Ergebnis gelangen.

Wer sich heute in England, dem „Land der Freiheit“, umsieht, bemerkt mit Bestremden, daß sich neben diesem paradigmatischen Freiheitsegefühl auch eine parallele Strömung gebildet, erhalten und vertieft hat: die nationale Bewegung. Sie war wohl immer da, aber nie so zum Greifen wie heute, nie noch in so energischen Formen nach Geltung ringend. Schon Dickens spricht in einem seiner späteren Bücher von einer englischen Gesellschaftsgruppe, die es als eine Art göttlicher Heimsuchung ansieht, wenn Einer nicht als Engländer geboren ist. Dickens lächelt noch darüber. Heute ist das Lächeln tiefem Ernst gewichen. Ich greife einige Beispiele aus dem Vollen. In welchem Lande wäre ein Buch wie Williams „Made in Germany“ noch möglich gewesen? Außerhalb Englands wüßte ich keins. Die festländische Poesie liebt es, den englischen Kolonienminister Joseph Chamberlain als eine Art Oger hinzustellen, der sich in räthselhafter Ungestraftheit am englischen Geist verständigigt. Man irrt. Die Erscheinung und die Volksthumlichkeit dieses Mannes ist sehr begrifflich. Er vereinigt in seiner kräftigen, gewandten, in harter Arbeitsschule gehämmerten Persönlichkeit die nationalen Ansprüche und Ueberzeugungen des weitaus größten Theiles seiner

Landleute. Ich habe in England einen ziemlich genauen Einblick in eine Bewegung genommen, deren Voraussetzungen und deren Ziele für die Begriffe eines Kontinentalen kein Verständnis, höchstens ein pathologisches Interesse wecken können. Das ist der Anglo-Israelitismus. Die Anglo-Israeliten sind eine Vereinigung von Leuten, die in der Ueberzeugung leben und streben, daß die heutigen Bewohner Großbritanniens nichts Geringeres sind als die Nachkommen der zwei verlorenen Stämme Israel. Dieser Bewegung haben sich nicht etwa Tollhändler oder Ignoranten angeschlossen. Lehrer, Aerzte, Offiziere, Rechtskundige, Ingenieure gehören zu ihren begeistertsten Vorkämpfern und ergebensten Anhängern. Die anthropologischen, folkloristischen und philologischen Forschungen dieses Jahrhunderts sind den Gebildeten unter ihnen die falschen Ergebnisse falscher Voraussetzungen, den Ungebildeten ein Pappenthiel. Die etwas gezwungene Uebereinstimmung einiger prophetischen Bibelstellen (besonders des Daniel) mit einigen Episoden der englischen Geschichte bedeutet ihnen Alles. In den Köpfen dieser Leute hat sich der unerschütterliche Glaube eingenistet, daß die Briten das eigentliche auserwählte Volk Gottes seien. Der Nationalismus ist daher dem Anglo-Israeliten nicht, wie anderswo, das defensive Prinzip der Selbsterhaltung, sondern das apostolische der Bekehrung. Und tritt er auch bei Anderen in minder paradoxen Formen auf: der Glaube an den Veruf Englands, die Welt nicht nur wirtschaftlich zinsbar, sondern geradezu englisch zu machen, lebt stärker oder schwächer in der Seele jedes guten Angelsachsen. Der Imperialismus ist der Ausdruck solcher Gedankenentwicklungen. Darin vermag sich ein Fremder schwer zurechtzufinden. Ein solches Rassegefühl findet man schlummernd höchstens noch bei russischen Bauern, also einer Menschenklasse, die, wie ich vermute, mit der englischen Gesellschaft eben so viele Berührungspunkte hat wie ein Lappe mit einem homerischen Helden.

Und nun ist, wie der Schwanenritter aus geheimnißvoller Ferne, ein Sänger übers Meer gefahren, der seinem Volk als köstlichste Gabe einen Kranz von Liedern und Gesängen geschenkt hat, die den schönsten künstlerischen Ausdruck für die heiligsten Empfindungen seiner Landleute enthielten. Gedichte wie die „Barrack-Room Ballads“ in ihrer Gesamtheit, wie „The English Flag“ oder „A Song of the English“ —: was waren sie anders als Huldigungen für das ausschweifendste Engländerthum, als wohlgefundene Dokumente für die beglückende Gewisheit, daß ein glänzend begabter Dichter und die überwiegende Mehrtheit seiner Stammesgenossen sich eins wußten in der Aristokratie ihrer Rasse, in dem Veruf dieser Rasse, sich die Vorkherrschaft über den Erdkreis zu sichern? Und im Nu schnellte ein neues englisches Dogma auf: Wer ein guter Engländer ist, ist auch ein Anhänger Kiplings. Ich habe von dem seltsamen Bunde des Anglo-Israelitismus

gesprochen. Und nun vergleiche man die erste Strophe in Kiplings Gedichtsammlung „The Seven Seas“.)

Fair is our lot — O goodly is our heritage!
 (Humble ye, my people, and be fearful in your mirth!)
 For the Lord our God Most High
 He hath made the deep as dry,
 He hath smote for us a pathway to the ends of all the Earth!

Sind diese Verse nicht wie geschaffen, vor einem anglo-israelitischen Meeting gesungen zu werden? In einem Gedicht der selben Sammlung („Hymn before Action“) ahmt Kipling die kraftvolle Diktion der protestantischen Kampfhymnen des sechzehnten und siebenzehnten Jahrhunderts nach, also die Dichtungen eines religiös besonders erregten Zeitalters, das sich völlig in die glaubens- und kampffrohe Zeit des samuelischen Judenthums hineinträumte, ja, sich vielfach mit ihr identifizierte. Es rauscht wie Sturm aus den Puritanertagen, wenn der Dichter singt:

Die Erde ist voll Järnens,
 Das Meer ist schwarz in Wuth,
 Die Völker in ihrem Hornisch,
 Sie dürstet nach unserm Blut.
 Doch eh' die Schaaren sinken
 Und eh' noch blank die Wehr,
 Jehovah der Gewitter,
 Herr Gott der Schlachten, hör'!

Und wie die Sänger jener glaubensstarken Lieder, die wie der Psalmist „aus tiefer Noth zum Herren schrien“, wechselt der Dichter mächtig die Klänge seines Registers. Es muthet uns fast wie ein Choral Pauls Gerhardts an, wenn wir in dem selben Gedicht lesen:

Mit Gnaden woll' uns decken,
 Mit Trost, wenn wir in Noth,
 Und laß uns endlich schmecken,
 Herr, Deinen sanften Tod!

Nun lassen sich unserer Kritik alle möglichen Dinge nachsagen: von puritanischen Neigungen aber kann man sie schlangweg freisprechen. Kann aber ein Dichter, den man von dieser Seite kennen, lernt und der von dieser Seite kennen gelernt werden will, bei der festländischen Kritik andere Empfindungen hervorrufen als die der Ablehnung?

Die Erklärung der Beurtheilung, die Kipling bei der kontinentalen Kritik gefunden hat, ist mir nicht schwer gefallen. Ich möchte sie aber auch berichtigen. Dazu muß ich vor Allem den Boden gewinnen, auf dem die Voraussetzungen für eine gerechtere Würdigung der Bedeutung Kiplings zu

*) Ich führe diese Verse absichtlich englisch an, um die biblische Diktion, in der sie gehalten sind, stärker hervorzuheben. Vergl. das biblische „hath“ für „has“.

suchen sind. Ich glaube, ein Kulturvolk erster Ordnung wie das englische, das mehr als einmal der geistigen Bewegung der Menschheit Richtung und Inhalt gab, hat alles Recht, für die Werthung seiner Dichter jenes Maß zu fordern, mit dem es selbst an sie herantritt. Ich will das Recht dieser Forderung an einem Schulbeispiel erklären. Die Magister zweier Jahrtausende haben sich heifer gepredigt, uns das Dogma einzupumpfen, daß in den homerischen Gesängen das Hellenenthum in seiner höchsten künstlerischen Verklärung offenbart ist. Und die Trefflichen haben Recht. Nicht etwa, weil es a priori einleuchtet, daß die Schlächtereien des Diomedes und die Spitzfindigkeiten des Odysseus uns das Geschick des Philoktet und die Weisheit des Oedipus vergessen lassen, nicht etwa, weil neben dem Geplauder der Kausika die Klagen der Antigone verstummen. Sondern, weil wir genau wissen, daß den Hellenen selbst Homer das A und O aller dichterischen Potenz war, daß die Seele des Hellenenthums, die sich am Kräftigsten und Reinsten im Zeitalter des Perikles äußert, gerade zur Zeit des Perikles in den homerischen Gesängen ihre künstlerische Ergänzung suchte und fand. Ganz anders zeigt sich Cervantes den Spaniern, Dante den Italienern, Shakespeare den Briten als uns, ganz anders uns Goethe als den Anderen. Räumt man mir Das ein, stimmt man mit mir darin überein, daß die Höhe des Sockels, auf den ein Volk seinen Dichter stellt, ein nothwendiges Element für die Urtheilsbildung des Auslandes schafft, dann bin ich meinem Ziele, die Grundlage einer Verständigung zwischen der Dichtung Kiplings und der Kritik des Festlandes zu finden, erheblich näher gekommen. Denn über die Stellung Kiplings im Vannkreis der englischen Zunge kann heute kaum mehr ein Zweifel laut werden. Er ist der ungekrönte poeta laureatus des Volkes in allen seinen Schichten.

Keins seiner Werke aber erklärt die Stellung, die Kipling in England einnimmt, überzeugender als seine Gedichte.*) Denn in diesen Gedichten athmet die Seele Englands. Er hat alle die elementaren Empfindungen, die instinktiven Ueberlegungen, die, organisch entwickelt, in ihrer Summe den angelsächsischen Geist ergeben, genau so erfasst wie der Sänger der homerischen Gedichte den Geist des Hellenenthums. Es giebt Gedichte von Kipling, die genau den selben Eindruck machen wie ein Weg am Strand am Samstag Abend oder in Cheapside am Montag Morgen. Das drängt und pufft und schiebt und lacht und freischt.

Ho was, Din! Din! Din!
 ,You limp' n' lump o' brick-dust, Gunga Din!
 ,Hi! slippery hitherao!
 ,Water, get it! Panceo lao!
 ,You squidgy-nosed old idol, Gunga Din.'

*) „Barrack-Room Ballads and other Verses.“ London, Methuen and Co. — „The Seven Seas“ London, id. — Tauchnitz Edition vol. 3189.

sultate. Verweist dort eine zärtliche Mutter ihr vagirendes Söhnchen, so erstattet hier ein Soldat Bericht über die Gesellschaft, zu der ihn eine Wittwe gebeten hatte. Diese Wittwe ist die Königin, die Gesellschaft eine Schlacht. Das Fieber eines hungernden und dürstenden Soldatenhaufens, die Schreckensszenen eines mörderischen Gemeyels, der abscheuliche Anblick eines mit Leichen besäten Kampfplatzes, das Stöhnen und Brüllen halbgeschlachteter Krieger, das Jammerbild einer zusammengeschossenen Stadt: das Alles wird uns in diesem schallhaft ländelnden Rhythmus beigebracht und mit einer Miene erzählt, daß wir endlich nicht wissen, ob wir Zeugen eines Schmaufes oder eines Gemeyels gewesen sind. Dieser verblüffende Kontrast zwischen behaglicher, dem Plauderton verwandter Form und pathetischem Inhalt ist eins der Geheimnisse von Kiplings Wirkung. Seine ersten Erfolge fallen noch in die Zeit des alternden Tennyson. Krampfhaft aufgedonnertes Pathos der Rede, das nur zu oft die Blüten eines unzureichenden Gehalts, eines falschen Sentiments bedecken mußte, hatte in der englischen Dichtung die Herrschaft angetreten. Wie schon einmal, schien der Euphuismus die dem Markigen geneigte englische Art und Sprache ertöten zu wollen. Diese Gefahr hat Kipling endgiltig beseitigt. Mit einem überaus feinen Gefühl für Rhythmus begabt, einem fast übermäßigen Gebrauch des Reimes zugeneigt, erlaubt er sich nur sehr selten, die Grenzen der Umgangssprache zu überschreiten. Selbst wenn er auszieht, die feinsten Fragen von Welt und Leben zu beantworten, thut er es in der rauhen Tracht des Schiffers, im Kittel des Arbeiters. In „Tomlinson“, einem Gedicht, das in Vorwurf und Wirkung an die Erhabenheit Miltons heranreicht, finden wir einen Petrus mit den Umgangsformen eines Weinhauspförtners. Und der Teufel, bei Kipling stets ein resignirter alter Herr, in dem zunehmender Griesgram noch mit den Resten einer ehemaligen Bonhommie kämpft,

„Der Teufel sah an der Riegelthür bei den heulenden Schaaren zuhauf.

Und er sah den hastenden Tomlinson, doch schloß er ihn nicht auf:

„Kennst Du die Kohlenpreise so gut, daß Du so zu nahen wagst

Ohne triftigen Grund der Hölle Schlund und nicht um Erlaubniß fragst?“

Dieses urkräftige Behagen am volkstümlichen Redestil, die Anwendung dieses Stiles, auch wenn er die tiefsten und schwierigsten Probleme erfassen soll: war es nicht von je her ein bestimmendes Moment der literarischen Persönlichkeiten Englands? Brauche ich noch auf Chaucer hinzuweisen, auf Shakespeare, auf Swift, auf Fielding? Wenn ich so auch die Thüren eines stolzen Ahnensaales aufgeschlossen habe: mit solcher Redlichkeit ist vor Kipling nie noch Erhabenheit des Gedankens und Behaglichkeit der Form geschweigt, in solchem Aufzug nie noch der Thronsaal der Götter betreten worden. Bei diesem Buhlen um Volkstümlichkeit — wie es seine Gegner nennen —,

bei diesem feinen Erfassen der bodenwüchsigsten englischen Art — wie es sich seinen Anhängern darstellt — mußte Kipling Erfolg haben.

Auch das Wesen seiner Gefänge ist durchaus englisch, national auch in seiner Verfeinerung. Mit bewundernswerthem Spürsinn ausgestattet, wählt der Dichter unablässig in der Seele seines Volkes; er zergliedert sie, sucht ihre wesentlichen Elemente zu fassen und zu bestimmen und baut auf ihnen die Paläste seiner Gedanken. Darum sucht er die typischen Vertreter seiner Rasse in den Niederungen der Gesellschaft, da, wo die primitive Art der Stammesveranlagung reiner erhalten blieb. Diese Burschen nimmt er her, stellt sie auf ihre sehnigen Beine und läßt sie tapfer ihr Sprüchlein sagen. Wohl steht er hinter ihnen und leitet ihre Rede, aber die Geschichte kommt natürlich genug heraus. Und ehe wirs uns versehen, spricht nicht mehr der Schotte M'Andrew bei seinem Steuerrad („M'Andrews Hymn“), nicht mehr der englische Emporkömmling Gloster auf seinem Totenbett („The Mary Gloster“): es spricht Schottland, es spricht England, es sprechen zwei große Hammerwerke der menschlichen Götter, in denen dem Gefüge der materiellen und geistigen Welt wiederholt neue Formen geschmiedet wurden. Das kräftigste, unerschöpflichste Element im Leben Englands und in den Dichtungen Kiplings ist die Heilslehre von der That. Weg mit dem Wort, das uns schwach gemacht, den Drei unseres Gehirns versuppt, die Muskeln unseres Herzens erschläfft hat, und her mit der That, der aus Leben geborenen und Leben gebärenden That. Der „Tomlinson“ enthält das Evangelium Kiplings. Sein trauriger Held ist der durch erlesene und erdachte Weisheit herabgekommene Ueberkulturmensch, der sich wie ein Schnapphahn des Geistes auf Alles stürzte, was nur irgendwie nach Theorien schmeckte, der sich durch blindes Aufspeichern von Wissen um seine Weisheit, durch die Gier nach Kenntnissen um seine Erkenntnis betrogen hat. Dieser Tomlinson steht vor Petrus. Um Rechenschaft über sein Leben zu geben, kramt er seine Bücherweisheit aus. Da fährt ihn der enttäuschte Himmelschließer an:

„Du lasest, Du fühltest, Du sahst! . . . Du stehst uns im Wege, Du Nicht!
Denn zwischen den Sternen hat wenig Raum, wer müßige Worte spricht!
Nur schlecht ist versorgt, wer sich Weisheit borgt von Nachbar, Hoff und Freund,
Und entlehntes Verdienst giebt keinen Theil an dem Lohn, der im Himmel scheint.“

Und da Tomlinson nun zum Teufel schleicht, wiederholt sich das Spiel. Der Teufel schickt seine Schaaren über ihn, seine Seele zu ergründen:

„Sie kommen zurück mit dem lumpigen Ding, wie Kinder von einem Spiel:
Von der Seele, die er von Gott erhielt, von der blieb ihm nicht viel.
Es barg seine Brust einen Bücherwust, auch Seelen kamen ans Licht
Eine große Zahl, von denen er stahl, doch seine fanden wir nicht.
Wir schüttelten ihn, wir rüttelten ihn, wir brannten ihn bis ans Gebein;
Doch wenn Klau und Zahn nicht Trug, nicht Wahn, nennt er seine Seele sein.“

Da verweigert ihm auch der Teufel Haufung in der Hölle und schiebt ihn wieder zu den Menschen,

„Denn Du bist weder Geist noch Wicht, Du bist weder Buch noch Thier.
Geh', kehre wieder zum Fleisch zurück und komme ein Besserer zu mir. . .
Und der Gott, der Dir kam aus gedrucktem Kram, sei mit Dir, Tomlinson.“

Die Lehre von der befreienden, beglückenden That kehrt immer wieder. Sie ist ja auch einer der Grundtöne der Kasernenlieder, einer Gruppe von Soldatengefängen, die, trotz ihrer Manier, Kipling dem Herzen seiner Landsleute besonders nah brachten und die, nimmt man sie als Gesamtheit, in der Weltliteratur vielleicht einzig dastehen. Aber außerhalb des englischen Sprachkreises werden sie den Ruf ihres Dichters nicht befestigen. Es hat ja wohl Leute gegeben, die sie ins Deutsche zu übertragen versuchten; aber die Reime, die das Publikum sich auf diese Standirübungen machte, waren womöglich noch schlechter als die der Uebersetzungen. In eine nicht englische Syntax übertragen, erfüllen diese Lieder alle Bedingungen, das Ansehen Kiplings im Auslande dauernd zu untergraben. Ganz anders in den dialektfreien Gefängen; da findet Kipling für den Mann der That Accente der Bewunderung, die einen Moralprediger oder einen gewissenhaften Staatsanwalt mit äußerster Bestürzung erfüllen. Nie drastischer als in dem Gedicht „The Mary Gloster.“ Da liegt ein alter Schiffsrheder auf dem Totenbett und zieht zum Nutzen seines Sohnes die Bilanz seines Lebens. Er ist einmal ein kleiner Schiffer gewesen. Heute ist er Millionär und Baronet. Und wie ist ers geworden?

„Ich fragte nicht lang. Was ich wollte, davon ging ich nie zurück;
Ich ergriff stracks meinen Vortheil; und jezt, jezt nennen sie's Glück.
Herr Gott, was hatt' ich für Boote, gebrechlich und lech und alt!
Und ich ließ sie segeln und scheitern, — just so, wie man mich bezahlt.“

Ueber den Vorgang, auf den in der letzten Zeile angespielt wird, hat Ibsen ein zorniges Schauspiel geschrieben. Hier rühmt sich diese Stütze der Gesellschaft seiner bedenklichen Geschäftspraktiken und Kipling ist stolz auf diese Gesinnung seines Landmanns, der als typischer Vertreter der neuen englischen Selbaristokratie zu gelten hat. Und mit dem selben Behagen findet der Dichter, der Künstler Worte für die gründliche Verachtung, mit der das Leben seines feingebildeten Sohnes den sterbenden Gloster erfüllt:

„Hurray und Trinity College! Warum schickte ich Dich nicht zur See?
Doch ich gab Dir eine Erziehung und Du, — was gabst Du mir je?
Die Dinge, die ich für gut hielt, die hättest Du nie mir gedankt;
Doch die Dinge, die ich für schlecht hielt, nach denen hast Du verlangt.
Denn Du pfuschest mit Büchern und Bildern, mit Fächern und Porzellan
Und Zimmer wie Deine, die haben Furen, die hat kein Mann.“

Dieses Gedicht ist auch überaus bezeichnend für die Treue und die

Schärfe, mit der Kipling das Wesen seiner Stammesgenossen erfasst hat. Der selbe Kloster, der ein Leben voll wilder Spekulation und harter Arbeit zurückgelegt hat, der in der Welt nur zwei Gewalten gelten ließ, die der zugreifenden Fäuste und die der kühnen Berechnungen, der selbe Kloster hat sich ein gutes Stück Romantik in seine letzten Jahre hinübergerettet, ein Abendroth für die Stunde des neigenden Tages. Auf dem letzten Lager bewegt ihn nur noch ein Wunsch: mit dem selben Boot, der „Mary Kloster“, auf dem seine tüchtige, geliebte Frau starb, von dessen Bord ihr Leichnam in den Macassar-Sund glitt, will am selben Ort auch er versenkt werden: Denn das Herz soll gehn mit dem Schape, mit dem Schiff ins Meer es muh — Ich bin satt der gemieteten Weiber, ich will meines Mädchens Kuß. Aus eigenem Brunnen zu schlürfen, eil' ich zum Hochzeitfest, Und kost mich das Weib meiner Jugend, — zur Hölle fahre der Nest.

Spricht aus diesen Zeilen nicht England heraus, England, die seltsame Insel mit ihren seltsamen Bewohnern, die mit der Krämerelle in der Rechten und der blauen Blume in der Linken dem Festland ein Räthsel nach dem anderen zu lösen geben?

Kiplings Verhältniß zur Kunst ist schwer zu fassen. Wohl träumt er einmal von einem neuen Himmel und einer neuen Erde, wo der Künstler, jedes irdischen Ballastes entledigt, nach dem Höchsten greifen kann, wo ungewohnte Welten sich dem Auge des Sehers entschließen werden, wo nur der Meister loben, nur der Meister tadeln wird. Aber heute ist ihm die Kunst nichts als das große Vorrecht des Regnabenden, die Seele seines Volkes zu belauschen, ihren geheimsten Regungen nachzuspüren, sein Volk sich selbst kennen zu lehren und eifernd zu wachen, daß es nur seiner Bestimmung folge.

Einen wesentlichen Bestandtheil seiner Weltbetrachtung bildet die Ueberzeugung von der Kontinuität menschlicher Triebkräfte. Mit Vorliebe verlegt er die Ergebnisse seiner Gedanken in die prähistorische Dämmerung. So in „The Story of Ung“, wo er die Beziehungen zwischen Künstler und Publikum behandelt. So in „Evarra and his God“, wo er das Verhältniß der Gottheit zu den Religionen zu erklären versucht. Dieser Glaube an das ewige Gleichbleiben der menschlichen Natur hat für den Philosophen, dem das Leben sich nur als kurze Spanne Zeit darstellt, dem sich die Vergangenheit nur unzureichend enthüllt, dem sich die Zukunft verschließt, etwas Tröstliches. Den Künstler erfüllt es mit Behmuth. Das Gedicht „The Conundrum of the Workshops“, in dem Kipling die immerwährende Unzufriedenheit des Schöpfers mit seinem Werk preist und beklagt, schließt mit den resignirten Worten:

Und kämen wir, wo die vier Ströme ziehn, zum Baum im Paradies,
Wo Evas Kranz auf dem Rasen liegt, wo sie ihn vor Zeiten ließ,

Und kämen wir just, wenn die Schildwache schläft, und schlichen uns leise heran: Weiß Gott, wir wähten genau so viel wie Adam, unser Ahn.

Kiplings Größe ist vor Allem auf die Fähigkeit gegründet, die Erscheinungen des Alltags, Vorgänge der inneren und der äußern Welt aus einer höheren Perspektive zu betrachten. Mit dem Auge des Sonntagskindes erspührt er die Fäden, die sie mit ewigen Gesetzen verbinden. Und seine Kunst gebraucht er meist nur als die Gabe, die Daseinsberechtigung, ja, die Daseinsnothwendigkeit aller menschlichen Erscheinungen und Geschehnisse zu erweisen, aus den zeitlichen Klängen die ewigen Untertöne herauszuhören. Wohl kennen wir noch andere Aufgaben der Kunst. Das, was wir den Rausch des Künstlers nennen, die nie erforschte und unerforschliche Gabe, die feinsten Regungen unserer Seelen in den Nachkreis des gesprochenen Wortes zu zwingen, die zartesten Blüthen am Baume menschlicher Gefühlserkenntniß zu entknospen, ohne sie zu brechen: diese Gabe scheint Kipling versagt zu sein. Er ist unter Englands Dichtern ein Einsamer. Wohl wäre es nicht schwierig, seinen künstlerischen Stammbaum zu zimmern. Aber es sind die großen Toten, die er beerbt, nicht die toten Größen, die das konventionelle England feiert. Er gehört seinem Volk, nicht der erbgesehnen Aesthetik seines Volkes an. Wohl verbindet ihn mit der sterbenden Bourgeoise-Literatur Englands eine gewisse mitleidige Liebe; aber Temperament und eine nach neuen Gedanken strebende Persönlichkeit scheiden ihn von ihr. Er steht zwischen einer versinkenden und einer heraufdämmernden Welt. Leise Reigungen und gebietende Begabung begegnen sich bei ihm oft in heißem Widerstreit.

Aber er ist doch ein großer Herr. Und wenn wir ihn lesen, wie er gelesen sein will, dann zieht er bald genug als Sieger in unsere Herzen. Haben wir seine Art einmal ergriffen, dann wenden wir gern unserer lieben alten Aesthetik den Rücken und liefern uns ihm mit gebundenen Händen aus. Wohl wird der Blick eines modernen Kunstrichters nach einem nur aus einer vollen Seele geholten, von jedem gedanklichen Beißag freien Wort vergebens fahnden. Wo sich Ansätze zu rein lyrischen Tönen bei Kipling finden, („The Miracles“, „The Answer“), da merkt man ihnen die Mühe an, womit der Engländer sie seiner spröden Natur abgerungen hat. Daß dieser Mangel in dem kritischen Bilde Kiplings von jedem Unbefangenen als beklagenswerthe Lücke empfunden wird, unterliegt kaum einem Zweifel. Ob aber dieser Mangel die Künstlerchaft Kiplings überhaupt in Frage stellt, will ich nicht entscheiden. Sancho Panza meint einmal, Das seien die schlimmsten Schmerzen nicht, die man in Verse bringen könne. Doch — um mit Kipling zu sprechen — that is an other story.

Wien.

Dr. Gottlieb August Cräwell.



Jüdische Ethik.

Jede Zeit neigt dazu, die in ihr herrschenden Gefühle und Gedanken als selbstverständlich und unter allen Umständen vorhanden hinzunehmen. Das ist heute trotz allem historischen Wissen nicht viel anders als früher; und der Durchschnit ist noch weit von der Einsicht entfernt, daß innere Meinungen über die wichtigsten menschlichen Dinge nur historisch bedingt sind.

Als sich unsere Gesellschaft bildete, also am Ausgang des römischen Reiches, waren drei getrennte Kreise der sittlichen Phänomene vorhanden. In der antiken Gesellschaft war alle Sittlichkeit von der Geburt abhängig. Unter der Kaiserherrschaft löste sich diese Gesellschaft auf und an die Stelle der Geburt trat der Besitz. In den letzten Zeiten wurden bereits die armen Freien und die Sklaven und Drüben in einer Bezeichnung den Reichen gegenübergestellt. Aber diese neue Gesellschaftsverfassung konnte keine neue Sittlichkeit erzeugen. Es war bei bloßen Ansätzen geblieben, bei einer nur auf der Persönlichkeit ruhenden Moral, wie sie jene stoisch geschulten Männer aus der Provinz repräsentirten, die nach der Abwirthschaftung des originalen Admuthumes die Staatsgeschäfte in die Hand nahmen. Der Glanzpunkt war die Zeit der Antonine. Als das Reich auseinanderfiel, trieb auch der Stolzismus längst keine Blüthen mehr. Die Signatur jener Epoche war eine plutokratische Karikatur der alten Kalokagathie.

Neben der antiken Gesellschaft standen die Barbaren. Auch wenn man dem genialen Fustel de Coulanges nicht in Allem folgt, wird man der Bemerkung beipflichten können, daß auch unter Barbaren Corruption und Degeneration möglich sind und daß die Söldnerdienste im römischen Heer, Tributzahlungen des Reiches und andere Einflüsse genügt haben mögen, um alle festen Bande bei ihnen zu lockern und selbst die barbarischen Tugenden zu zerstören. Alle Laster der untergehenden antiken Gesellschaft erscheinen auch bei ihnen, nur gröber und offener.

Der dritte Kreis war der Orient. Im Orient gab es Priesterkasten. Die großen sozialen und politischen Katastrophen, besonders das babylonische Exil, dienten in Israel ganz wesentlich der Rongerhöhung der Priester. Vornehmheit der Geburt trat dagegen zurück: Josef, der Nachkomme Davids, war ein armer Zimmermann.

Aber ein Priestertum an erster Stelle im Staate muß als rein geistige Macht sich nothwendig entweder den Reichen und Vornehmen oder dem niederen Volke anschließen und entweder ein hohes Ziel sittlicher Vollkommenheit für die oberen Klassen schaffen oder die Vorzüge des niederen Volkes zu einem Ideal umbilden, das Allen als Gebot auferlegt wird. Hier liegen die ersten Anfänge der priesterlichen Demokratien.

In Israel entschied sich das Priestertum dahin, die Aspirationen der Kleinen aufzunehmen. Die Schriften der Propheten, die gegen Reichthum und Gewalt eiferten, hatten kanonisches Ansehen erlangt. Die griechische Auffassung der Gerechtigkeit geht dahin: die Besten sollen herrschen, die Tüchtigen gleichberechtigte Bürger sein und die Anderen sollen die Sklavendienste leisten, die für den Bestand der Gesellschaft nöthig sind. Die Juden verlangten, zum Mindesten in der Theorie, die allgemeine Gleichheit aller Menschen.

Die Zerstörung des politischen Gemeinwesens mußte die priesterlichen

Tendenzen im Judenthum noch besonders verstärken. Die Rabbiner brauchten nur die im Alten Testament angelegten Gedankengänge weiter zu führen, sie hatten nur mit Einzelpersonen zu thun und diese Personen waren lediglich durch religiöse Momente zusammengehalten: jede Hemmung durch einen positiven Bestand sozialer und politischer Gemeinschaft, auf die bei Auspinnung ihrer hierarchischen Phantasiegebilde Rücksicht zu nehmen gewesen wäre, fiel für sie weg.

Das ist ein Umstand, der auf die Behandlung der sittlichen Probleme eigenartig zurückwirken mußte, und daher ist eine Geschichte dieser Entwicklung, wie sie Lazarus in seinem kürzlich erschienenen Buch*) zu schreiben unternommen hat, ein nützliches Unternehmen. Aber Lazarus giebt leider nicht nur eine Geschichte, sondern er sieht in dieser Entwicklung ein giltiges Moralsystem.

Lazarus citirt einen Ausspruch Eudens: „Sobald nicht mehr der hochgebildete und wohlhabende Athener, sondern der Mensch als Mensch den Maßstab der Schöpfung gab, war die antike Lösung des Problems der Menschheit unmöglich geworden.“ Das ist richtig. Natürlich kann eine christliche Gesellschaft nicht das antike Sittlichkeitideal heben. Nur ist in Wirklichkeit doch nicht der „Mensch als Mensch“ zum Maßstab der christlichen Gesellschaft geworden. Das würde nichts Anderes als den sozialen Atomismus und den Kampf Aller gegen Alle bedeuten. Gewiß: die antike Sittlichkeit war hart und rauh; aber sie hatte doch zur Voraussetzung und als Resultat die Gesellschaft. Die Auffassung des Menschen als *ζῷον πολιτικόν* ist der Grundstein der antiken Anschauungen; und eine Gesellschaft kann dabei bestehen, wenn auch mit brutaler Unterdrückung. Aber bei einer durchgeführten Negation des gesellschaftlichen Charakters des Menschen, einer Isolirung des Individuums, die alle gleichberechtigt sind und gleich viel gelten und diese Weltung nach dem Prinzip der Gerechtigkeit durchzuführen versuchten, würde alles soziale Leben und damit schließlich auch das Leben der Einzelnen unmöglich werden. Die jüdische Moral ist nur möglich für mitten in eine organisirte Gesellschaft eingesprengte Elemente; hätte sie selbst einen Staat zu bilden gehabt, so würde sich die prinzipielle Unhaltbarkeit sofort herausgestellt haben. Daher blieb den christlichen Völkern des Mittelalters denn auch nichts weiter übrig, als für die jüdische Moralforderung das Jenseits zu Hilfe zu nehmen. Die Menschen waren gleich vor Gott; vor ihm gab es kein Ansehen der Schönheit, Geburt, des Reichthumes und die ausgleichende Gerechtigkeit waltete im jenseitigen Leben. Päpste und Kaiser mochten dort in die Hölle versetzt werden und der Arme und Niedrige in den Himmel. Das irdische Leben war nur eine Vorbereitung. Hierieden war der Christ unterthan der Obrigkeit und diente in der Stellung, die ihm Gott angewiesen hat. Hier unten herrschte nicht die Gerechtigkeit, sondern die Liebe und Demuth bei den oberen, die Bescheidenheit und Zufriedenheit bei den unteren Klassen. Der Herr der Gerechtigkeit auf Erden ist der Satan; und nicht nach irdischer Gerechtigkeit trachtet der Christ, sondern Liebe, Demuth und Bescheidenheit heißen seine Gebote.

In dem Auflösungsprozeß der mittelalterlichen Anschauungen spielen die

*) Die Ethik des Judenthumes. Dargestellt vom Professor Dr. W. Lazarus. Verlag von J. Kauffmann, Frankfurt a. M.

Juden eine hervorragende Rolle. Die moderne Volkswirtschaft hat sich aus dem Kapital des Wucherers und des Kaufmanns entwickelt, und je mächtiger die Weltwirtschaft wurde, desto mehr Bedeutung gewannen die Juden. Gleichzeitig trat ihre Ethik an die Stelle der christlichen Ethik; merkwürdiger Weise in ansäer Vermummung. Man hielt die Aufklärungphilosophie der Stoiker für spezifisch antik, bewunderte die auffällige Uebereinstimmung gewisser Aussprüche mit dem Neuen Testament, vergaß, daß dieses ein Produkt des Judenthums und durchaus nicht identisch mit den christlichen Lehren des Mittelalters ist — und so entstand die Humanitätphilosophie, die der Ausdruck unserer heutigen Aufklärung ist.

Viat justitia, porcoat mundus ist eine atheistische Zuspizung; der Theist sagt mit den Rabbinern: „Wer eine sittliche That vollbringt“ — wie der Richter, der ein gerechtes Urtheil fällt —, „Der wird zum Gesellen Gottes in der Welterschöpfung.“ Lazarus kommentirt: „Das Univerfum mit seiner unendlichen Fülle der Daseinsformen und Lebensgestaltungen, die von unwandelbaren gegebenen Gesetzen der Nothwendigkeit geleitet wird, gelangt erst zur Vollkommenheit, indem auch der Geist der Sittlichkeit mit einer auf Autonomie gegründeten und auf Freiheit des Willens gerichteten, weil von ihr bedingten Gesetzmäßigkeit ins Dasein tritt. Die Ordnung der Welt ist noch nicht vollkommen, bis auch die sittliche Weltordnung sie durchdringt.“ Also das Individuum wird Welterschöpfer durch eine individuelle Handlung!

Danach kann es nicht weiter verwundern, daß Lazarus der jüdischen Ethik den höchsten Preis zuerkennt. Er schreibt:

„Der wahre Sinn und die wirkliche Bedeutung der Autonomie der Sittlichkeit tritt im jüdischen Schriftthum und bei den Rabbinern insbesondere, wenn auch in ganz anderen Formen als bei Kant, doch eben so deutlich hervor. Kant hat seine ganze Sittenforschung darauf gerichtet, die reine Würde des Sittlichen zu retten. Von dem großen Gedanken ausgehend, daß es überall in der Welt nichts giebt, was ohne Einschränkung für gut könnte gehalten werden als ein guter Wille, sagt er in der Grundlegung der Sittenlehre, daß Das, was einen guten Willen zum guten macht, nicht seine Tauglichkeit zur Erreichung irgend eines Zweckes, nicht die Befriedigung irgend einer Neigung, überhaupt nichts Außerliches und nichts von außen Kommendes sei, sondern allein die Beschaffenheit des Willens selbst. Der Werth des guten Willens ist ein absoluter: er glänzt wie ein Juwel für sich selbst, als Etwas, das seinen vollen Werth in sich selbst hat (womit übrigens Spr. Sal. 3,15 zu vergleichen.) Der gute Wille aber ist der von der Vernunft zur Erfüllung der Pflicht auch ohne oder gegen seine Neigung geleitete. Die führende Gewalt, die leitende Macht und schöpferische Thätigkeit der Vernunft ist also das Erzeugniß des guten Willens, also alles wahrhaft Gute in der Welt. Wenn nun Kant weiter die Untersuchung anstellt, was die Natur für eine Absicht gehabt habe, dem Willen Vernunft als eine Regiererin beizulegen, und wenn er findet: Das könne nicht geschehen sein um der Glückseligkeit willen — sondern zu der viel würdigeren Absicht, um einen an sich selbst guten Willen hervorzubringen —: so muß man bedenken, daß hier die mit Absicht handelnde Natur ein, um nicht zu sagen, mythischer, doch jedenfalls dogmatischer Begriff ist, und es ist schlechterdings unerfindlich, weshalb die Vorstellung, daß Gott den Menschen die Vernunft zur Leitung des Willens gegeben

habe, zur Begründung der Sittlichkeit weniger geeignet sein solle, als wenn man sagt, die Natur habe es gethan. In der That aber ist die treibende Kraft in dem ganzen Gedankengang (wenn sie auch nicht zu deutlichem Ausdruck gelangt, weder bei den Rabbinern noch auch bei Kant) diese: der menschliche Geist stellt unabhängig von jeder äußeren Macht und von jedem fremden Einfluß, also völlig autonom, Sittengesetze auf; er thut Das, weil es seiner inneren Natur, seinem Wesen, entspricht; aber dieses sein Wesen, seine Natur, ist nicht aus ihm selbst, er hat es nicht geschaffen und es ist nicht das Erzeugniß seines Willens und seiner Freiheit, sondern einer gegebenen Nothwendigkeit. Das Sittengesetz ist autonom, weil es aus dem Wesen des menschlichen Geistes, und aus ihm allein, stammt."

Die Zurückführung ist durchaus richtig. Aber gerade in dieser Zusammenfassung wird es ganz klar, welcher Verirrung eigentlich der Gedanke entsprungen ist. Das „Wesen des menschlichen Geistes“ ist zum Herrn der sittlichen Welt gesetzt. Das heißt: die Abstraktion des isolirten Individuums aus einem Handeln als dem Handeln eines Einzelnen und nur in Hinsicht auf den Einzelnen.

Was unser Jahrhundert vor allen anderen Zeiten auszeichnet, Das hat es mit dem Judenthum gemein: die rachslose Selbstüberhebung des Individuums und damit die geistige Unfruchtbarkeit. Wir sind geschickte Ingenieure und Historiker, geschickte Künstler und Forscher; und trotzdem ist unsere Zeit arm an Allem, was zur Seele spricht.

Friedenau.

Dr. Paul Ernst.



Der Dichter von Panopolis.

Nach als die heidnischen Götter längst die Herrschaft über diese Welt eingebüßt hatten und in Zurückgezogenheit lebten, richteten sie doch noch ihr Augenmerk auf die menschlichen Dinge und verfolgten aufmerksam jede Bewegung, die ihnen Aussicht zu bieten schien, die Herrschaft wieder zu gewinnen; auch interessirten sie sich lebhaft für jede Persönlichkeit, die ein Bedauern über ihre Entthronung zu erkennen gab. Sie fühlten die innigste Sympathie mit Pamprepius, der den Aufstand von Zilus zu ihrem Vortheil zu wenden suchte, und entschuldigten selbst die niedrigen magischen Künste, deren er sich bediente, als ein nothgedrungenes Zugeständniß an den Geist des barbarischen Zeitalters. Sie standen dem Damaskius und seinen Genossen auf ihrer Flucht nach Persien unsichtbar zur Seite und linderten die Beschwerden der Reise, unter denen die morschen Körper der greisen Philosophen sonst unsehlbar zusammengebrochen sein würden. Erst nach dem Brande der berühmten Bibliothek von

Alexandria versanken sie in einen Zustand der Erstarrung, in dem sie verharren, bis der Frühlingssonnenschein der Renaissance sie wieder belebte. Ein Phänomen wie die *Diomyskata* des Nonnus von Panopolis konnte daher im fünften Jahrhundert nicht verfehlen, ihre lebhafteste Theilnahme zu erregen. Vierzig Bücher Verse über die Siege des Bacchus in einem Zeitalter kampflustiger Prälaten, silziger Klostermönche, schwachköpfiger Herrscher und verschlagener Räuber, drohender Auflösung aller Bande der kirchlichen, sozialen und politischen Ordnung. — in einem Zeitalter von Erdbeben, Krieg und Hungersnoth! Bacchus, dessen kritische Seite schon Aristophanes für schwach gehalten hatte, behauptete, daß Nonnus größer sei als Homer, und obgleich Homer nicht ganz so weit gehen konnte, gab er doch liebenswürdig zu, daß er wohl, wenn er ein Egyptianer des fünften Jahrhunderts geworden und mit einem schwachen Schimmer poetischer Gaben ein Wissen verbunden hätte, das weit über seine Gestaltungskraft ginge, er beinahe eben so schlecht geschrieben haben würde wie sein moderner Rivale. Unparteiische Richter beurtheilten die That des Nonnus aber günstiger; und Alle, die zu den altenheidengöttern gehörten, stimmten darin überein, daß seine Standhaftigkeit im Glauben eine besondere Auszeichnung verdiene. Die Muses, etwas unbeholfen in häuslichen Kunstfertigkeiten, strickten ihm unter Leitung von Pallas Athene ein schönes Kleid, Hermes verfertigte eine Lyra und Hephaestus ein Plektrum, Apollo fügte einen Lorbeerkranz hinzu und Bacchus einen aus Ephen. Ob nun aus Mißtrauen gegen Hermes oder in dem Wunsche, die persönliche Bekanntschaft seines Jüngers zu machen: Phoebus Apollo wollte die Gaben persönlich überbringen und machte sich nach dem ägyptischen Thebais auf den Weg. Als er die sandige Wüste, über der die afrikanische Sonne glühend brannte, durchheilen wollte, bemerkte er aber zu seinem Erstaunen einen Haufen wunderlicher Gestalten am Eingang einer Höhle, die wie Bienen um die Oeffnung eines

„Bienenkorbs“ schwärzten.“ als er näher kam, ertönte es, daß es *ροοιοι* waren, die einen frommen Einsiedler heimsuchten. Worte vermögen keine Vorste davon zu geben, was da flog, froh und sich drängte. Nackte Weiber von fährlicher Schönheit enthüllten dem Anochoreten ihre Reize, muskelstarke Lebewesen beugten sich unter Lasten Goldes und schütteten sie zu seinen Füßen aus, o Gestalten, Menschen nicht unähnlich, brachten ledere Gerichte und köstliche trünke herbei; wieder andere schlugen mit Schwertern nach ihm, bedrohten mit Speeren, entzündeten Schwefel unter seiner Nase oder breiteten Pergamentstreifen vor ihm aus, regirten Dichtungen und Weisheitslehren oder brüllten Gotteslästerungen in seine Ohren, während ein buntscheckiger Schwarm von Wesen mit Köpfen von Ebern oder Löwen, Drachenschweife um sich schlang, geschuppt, gefiedert — oder alles Das zugleich — in einem wüsten Raume mit einander kämpften und sich überklugten, grinsten, blöckten, grunzten, heulend schnappten. Der heilige Mann saß unerschütterlich vor der Höhle, mit einem Ausdruck so abgründigen Stumpfsinns in seinen Zügen, als ob er allen Thieren der Thebais Trost bieten wollte, auch nur eine einzige Idee in seinem Kopf anzuzünden oder ihn zu vermögen, seine Stellung um Paarsbreite zu verdrängen.

„Diese Geschöpfe waren zu meiner Zeit nicht vorhanden“, sagte Apollo, „oder mindestens waren sie weniger selbstbewußt und richteten danach ihr Verhalten ein.“ „Derr“, sagte ein verhältnißmäßig ernst und respektabel aussehender

Dämon, den Unbekannten ansprechend, „ich wünschte, Eurer Fremdheit klar zu machen, daß Diese bloß Schuljungen sind, meine Schüler. Wenn ihre Erziehung weiter vorgeschritten sein wird, dürften sie auch maniertlicher werden und einsehen, daß es thöricht ist, einen unintelligenten alten Herrn wie diesen Pachymius hier mit Schönheit zu behelligen, für die ihm das Auge fehlt, mit Gold zu locken, das er nicht zu brauchen weiß, mit Lederbissen, für die er keinen Gaumen hat und mit Wissen, wofür ihm der Saptus mangelt. Aber ich werde ihn gleich ein Wenig aufmuntern.“ Er wies die Quälgeister mit einer Handbewegung fort, trat ganz nah an Pachymius heran und rief ihm ins Ohr: „Konmus soll Bischof von Panopolis werden!“ Die Wirkung war erstaunlich. Die Gesichtszüge des Eremiten belebten sich, Daß und Reid sprachen aus seinen Augen und er stieß hervor: „Was? Konmus, der heidnische Dichter, soll den Bischofsitz von Panopolis einnehmen, dessen Besteigung mir verheißen wurde?“ „Mein werther Herr“, sagte Apollo, „es mag ja ganz ergötzlich sein, diesen ehrwürdigen Eremiten auf solche Weise aufzumuntern. Aber heißt Das nicht doch, den Scherz zu weit treiben, und zwar auf Kosten meines guten Freundes Konmus?“

„Von einem Scherz kann hier gar keine Rede sein. Am Montag hat er widerrufen, gestern wurde er getauft, heute eingesetzt und morgen wird er geweiht.“ Der Anachoret sprudelte einen Strom geistlicher Flüche heraus und schwieg erst, als ihm die Sprache vor Erschöpfung versagte. Apollo machte sich diese Pause zu Nutzen und fragte den Dämon: „Wäre es ein unverzeihlicher Verstoß gegen die Höflichkeit, verehrter Herr, wenn ich mir erlauben würde, anzudeuten, daß die Illusionen, die Ihre Schüler diesem ehrwürdigen Herrn aufzubringen versuchten, das Vertrauen einigermaßen beeinträchtigen, das Ihre sympathische Persönlichkeit mir sonst eingeflößt hätte?“ „Nicht im Mindesten“, erwiderte der Dämon. „Um so weniger, als ich meine Worte beweisen kann. Wenn Ihr und Pachymius meinen Rücken besteigen wollt, werde ich Euch nach Panopolis tragen, wo Ihr Euch selbst überzeugen könnt.“

Die Gottheit und der Anachoret erklärten sich bereit und setzten sich auf den Rücken des Dämons. Groß und dunkel fiel der Schatten seiner ausgebreiteten Flügel über die glühende Wüste, bis er sich zu mächtiger Höhe erhob und mit seiner Last pfeilschnell durch die Lüfte sauste. Nach und nach berührte der sengende Sonnenball die Erde am äußersten Horizont und verschwand, eine feurige Abendröthe brannte im Westen und die Gestalten des Dämons und seiner Begleiter schwammen wie ein schwarzer Fleck auf einem See von grüner Farbe, als er sich leicht zur Erde herabsenkte. Zwischen ragenden Tempeln und aufstrebenden Pyramiden landete die Reisegesellschaft in der Nachbarschaft von Panopolis, eben vor Aufgang des Mondes, der sie verrathen hätte. Der Dämon verschwand sofort. Apollo eilte fort, um Erklärungen von Konmus zu fordern, während Pachymius sich in ein benachbartes Kloster begab, dessen Mönche stets bereit waren, für die Sache des rechten Glaubens Schläge auszutheilen oder geduldig hinzunehmen.

Konmus saß mit gerunzelter Stirn beim Schein einer kleinen Lampe und seilte an seinen Versen. Auf seinen Knien ruhte offen eine große Rolle,

deren Inhalt ihn unbefriedigt zu lassen schien. Weitere achtundvierzig Rollen mit schimmernden Silberquasten und zierlicher Purpurschnur lagen auf einem Bücherregal neben ihm: offenbar die achtundvierzig Bücher der Dionysia des panopolitanischen Bardes. Homer, Euripides und andere Dichter bedeckten den Boden; sie hatten weichen müssen, um dafür verschiedenen Viturgien und Lebensbeschreibungen von Heiligen Platz zu machen. Ein bischöfliches Gewand hing an der Wand und auf einem Tischchen war ein Dugend Nittren zu sehen, die der neugebackene Prälat wohl eben anprobirt hatte.

„Konuus“, sagte Phöbus, der geräuschlos durch die Mauer eingetreten war, „die Kunde von Deinem Abfall ist also wahr?“

Ueberraschung, Freude und Entsetzen kämpften in Konuus' Gesichtszügen mit einander, als er die Augen aufschlug und den Gott der Dichtkunst erkannte. Er hatte noch so viel Geistesgegenwart, die Rolle hastig unter einem ungeheuren Wörterbuche zu verbergen, und warf sich dann dem Gotte zu Füßen.

„O Phöbus!“ rief er. „Wärest Du doch eine Woche früher gekommen!“

„Also ist es wahr?“ sagte Apollo. „Du trennst Dich von mir und den Mufen? Du schlägst Dich zu Denen, die unsere Statuen umgeworfen, unsere Tempel zerstört, unsere Altäre entheiligt und uns verbannt haben! Du verschmähst den Ruhm, in einem Zeitalter der Barbarei der letzte Zeuge früherer Kultur zu sein? Du verachtest die Gaben der Götter, deren Ueberbringer ich bin, und stellst die Nitra über den Lorbeerkranz, die Hymnen des Gregorius über die Epen Homers?“

„O Phöbus,“ erwiderte Konuus, „stünde irgend ein anderer Gott vor mir, ich würde schweigen. Aber Du bist selbst ein Poet und begreift daher das Wesen des Dichters. Du weißt, wie er vor allen anderen Menschen nach Mitgefühl dürstet, — nicht aus niedriger Eitelkeit, sondern aus Liebe zur Menschheit. Spott und Hohn hätte ich gern ertragen. Aber die Guten, die Sanften, meine Freunde in glücklicheren Tagen und Alle, die je zu meinen Füßen geissen hatten, kamen zu mir und sagten: ‚Konuus, warum schlägst Du Saiten an, denen wir unser Ohr verschließen müssen? Singe, was wir hören dürfen, und wir werden Dich lieben und ehren wie zuvor.‘ Ich wollte nicht ins Grab steigen ohne Echo, ohne Sympathie, und schwach, nicht niedrig, habe ich mich ihren Bitten gefügt, ihnen gegeben, was sie verlangten, und geduldet, daß sie mir mit der Nitra lohnen, da die Verteilung des Mufenkranzes nicht in ihrer Macht steht.“

„Und was verlangten sie?“ fragte Apollo.

„O . . . eine Romanze, etwas ganz Sagenhaftes.“

„Ich will es sehen,“ erklärte Apollo; und Konuus zog widerstrebend die Rolle unter dem Wörterbuche hervor.

„Was für ein Gemäsch?“ rief Phöbus: „*Ἀρχαῖος ἢ ἀνίχητος ἐν ἀρχαίῳ λόγῳ ἢ ἄλλῃ ἰσχυρῆς Γνωστῆρος ἀρχαίου Ἰνός ἢ μήτις καὶ λόγος αὐτοποροῦτο Θεοῦ, πῶς, ἰσχυρῶς πῶς.* Ist Das nicht der Anfang des Evangeliums Johannis? Deine Gottlosigkeit ist noch ärger als Deine Poesie!“

Apollo warf die Rolle zornig zu Boden. Er glied in diesem Augenblick dem Bilde, das ihn darstellt, wie er den Drachen Python erlegte, so sehr, daß Konuus erschrocken sein Manuskript aufhob und wie einen Schild vor sein Gesicht hielt.

„Du thust wohl daran,“ sagte Apollo mit bitterem Saßen; „dieser Wall ist unüberwindlich für meine Pfeile.“

Ronnus wollte zu Boden sinken, als plötzlich und heftig gepocht wurde.

„Das ist der Statthalter“, rief er. „Verlaß mich nicht ganz, o Phoebus.“ Aber als er sich umkehrte, um die Thür zu öffnen, entschwand Apollo.

Der Statthalter trat ein. Ein lebenslang blidender, jovialer Herr in mittlerem Jahren. „Wer war eben jezt bei Dir?“ fragte er. „Ich glaubte, Stimmen zu hören.“

„Es war die Muse,“ erklärte Ronnus, „mit der ich nächstliche Zwiesprache zu halten pflege.“

„Wirklich!“ erwiderte der Statthalter. „Dann that sie sehr wohl daran, sich davonzumachen, und sie wird am Besten thun, nicht wiederzukommen. Bischöfe sollen sich nicht mit Musen abgeben, weder mit irdischen noch mit überirdischen. Uebrigens bin ich noch nicht sicher, ob Du Bischof werden wirst.“

„Wie so?“ fragte Ronnus, nicht ohne ein Gefühl der Erleichterung.

„Denke Dir, mein Freund,“ sagte der Statthalter, „heute Abend ist Pachymius aufgetaucht, dem der Bischofsstiz früher versprochen war. Es hieß von ihm, er sei in der Wüste von Ungezieser aufgefressen worden; aber Das ist nicht wahr und er sagt, ein Engel habe ihn durch die Lüfte hierher getragen. Das hätte nun wenig zu bedeuten, wenn nur nicht dreihundert Mönche mit ihm gekommen wären, die mit Knütteln versehen sind und offenen Aufstand ankünden, wenn er nicht sofort zum Bischof geweiht würde. Mein Freund der Erzbischof und ich sind am Ende unserer Weisheit angelangt; wir waren zwar entschlossen, einen Gentleman für die Ditzese anzustellen, aber wir können nicht über Zumulte in die Hauptstadt berichten lassen. Vorläufig ist durch die Vermittelung einer schwarzen Persönlichkeit, die Niemand zu kennen scheint, die sich aber einsichtig und beflissen zeigt, die Sache bis morgen aufgeschoben worden. Du und Pachymius, Ihr sollt Euch morgen öffentlich um den Bischofsstiz bewerben; die Bedingungen sind noch nicht festgesetzt; unser schwarzer Freund hat sich eben anheißig gemacht, sie zur Zufriedenheit Aller festzusetzen. Also sei guten Muthes und laufe auf keinen Fall davon. Ich weiß, daß Du schüchtern bist. Vergiß nicht, daß für Dich Alles von Deinem Siege abhängt. Wenn Du zurücktrittst, laße ich Dich köpfen, und wenn Du unterlegst, läßt Pachymius Dich sicher verbrennen.“

Mit dieser zweifelhaften Aufmunterung zog sich der Statthalter zurück und der arme Poet blieb in einem kläglichen Zustand, zwischen Reue und Furcht schwankend, zurück. Eins tröstete ihn aber: die Mitren waren verschwunden. Dafür lagen die Gaben der Götter auf dem selben Tische, woraus er schloß, daß eine freundliche Macht sich wohl seiner annehmen wolle.

Am nächsten Morgen war schon früh ganz Panopolis auf den Beinen. Es war allgemein bekannt, daß die beiden Kandidaten sich öffentlich um den Bischofsstiz bewerben würden, und die Eingeweihten wußten, daß ein Gottesurtheil, Feuer oder Wasser, entscheiden solle. Sonst wußte man nichts, als daß alle Anordnungen gemeinschaftlich von dem Erzbischof und dem Statthalter getroffen worden seien, wobei zwei Fremde, ein schwarzer Lybier und ein schöner Grieche, die Niemand in der Stadt kannte, den hohen Würdenträgern beifällig gewesen waren.

Zur festgesetzten Stunde strömte das Volk in das Amphitheater, allwo sich die Hauptbetheiligten schon befanden. Der Statthalter und der Erzbischof sahen auf ihren Richterstühlen in der Mitte der Bühne und zu ihren Seiten Pachymius mit dem Dämon, Konnus mit Apollo, die in den Augen der Versammelten selbst nur gewöhnliche Sterbliche zu sein schienen. Konnus wußte wohl, daß er Apollo neben sich habe. Pachymius fühlte sich äußerst unbehaglich, da er sein Gehirn vergeblich mit der Frage zermartete, was wohl ein in der Nähe aufgestellter Wasserzuber und ein Feuer, das daneben lustig brannte, zu bedeuten haben möchten. Auch Konnus fühlte sich nicht allzu wohl: seine Aufmerksamkeit wurde ganz durch ein großes Packet in Anspruch genommen, dessen Inhalt er instinktiv zu errathen schien.

Als die Versammlung sich beruhigt hatte, erhob sich der Statthalter von seinem Sitz und verkündete, daß, mit Zustimmung seiner Eminenz, die peinliche Aufgabe, zwischen den Ansprüchen zweier so ausgezeichneten Bewerber zu entscheiden, den beiden Fremden übertragen worden sei, die dazu schreiten würden, mit den Kandidaten die erforderlichen Prüfungen vorzunehmen. Sollte Einer unterliegen und der Andere bestehen, so würde natürlich der Sieger als Bischof investirt werden. Würden Beide bestehen, so müßte die weitere Entscheidung vorbehalten bleiben; würden dagegen Beide unterliegen, so würde die streitige Mitra anderweitig vergeben werden. Zuerst möge sich Konnus, schon lange ihr Mitbürger und nun auch Bruder in Christo, der Probe unterziehen. Sofort erhob sich Apollo und erklärte mit lauter Stimme: „Kraft der mir übertragene Gewalt fordere ich hiermit Konnus von Panopolis, Kandidaten für den Bischofsstul seiner Vaterstadt, auf, seine Würdigkeit dadurch zu beweisen, daß er mit eigenen Händen die achtundvierzig verabscheuungswürdigen Bücher heidnischer Poesie, verfaßt von ihm in den Tagen der Finsterniß und Blindheit, aber jetzt ohne Zweifel ihm eben so verhaßt wie der ganzen Gemeinde der Gläubigen, den Flammen überantwortet.“ Nach diesen Worten gab er einem Diener ein Zeichen. Dieser löste die Schnüre der Verpackung und die achtundvierzig Rollen der Dionysia kamen zum Vorschein.

„Wie? Ich sollte meine Gedichte verbrennen?“ rief da Konnus. „Die Arbeit von zwanzig Jahren zerstören? Egypten seines Homers berauben? Meinen Namen aus den Tafeln der Geschichte tilgen?“

„Aber Dir bleibt ja die Paraphrase des Heiligen Johannes . . .“ wandte Apollo schalkhaft ein.

„Fürwahr, guter Jüngling,“ sagte der Statthalter, um zu vermitteln, „mich dünkt die Bedingung etwas zu hart. Ein Buch dürfte wohl genügen.“

„Ich bins zufrieden“, erwiderte Apollo. „Wenn er einwilligt, irgend eins seiner Bücher zu verbrennen, ist er kein Dichter mehr und ich will nichts mehr mit ihm zu thun haben.“

„Komm, Konnus,“ rief der Statthalter, „spute Dich! Ein Buch wird eben so dienlich sein wie das andere. Man bringe sie herüber . . .“

„Es muß mit eigenen Händen geschehen, Excellenz,“ sagte Apollo.

„Dann also“, sagte der Statthalter, die erste Rolle, die man ihm brachte, dem Konnus zuschiebend, „das dreizehnte Buch. Wer kümmert sich um das dreizehnte Buch? Wirf es hinein!“

„Das dreizehnte Buch,“ klagte Konnus, „das Buch, das den Kampf zwischen dem Wein und dem Honig beschreibt, das Buch, ohne das mein Epos gänzlich unverständlich wird?“

„Also dieses,“ sagte der Statthalter, ein anderes ergreifend, das zufällig das siebenzehnte war.

„In meinem siebenzehnten Buche,“ protestirte Konnus, „pflanzt Bacchus Wein in Indien und die Ueberlegenheit des Weines über die Milch wird überzeugend dargelegt.“

„Nun,“ erwiderte der Statthalter, „was meinst Du also zu dem zwei- undzwanzigsten?“

„Mit meinen Hamadryaden? Nie werde ich meine Hamadryaden aufgeben!“

„Dann,“ sagte der Statthalter, den ganzen Haufen verächtlich dem Konnus zuschiebend, „verbrenne, was Dir beliebt, — aber verbrenne!“

Der unglückliche Poet sah, ein Bild des Jammers, zwischen seinen Rollen: alle seine achtundvierzig Kinder waren seinem Herzen gleich theuer. Die Beifalls- und Schmährufe aus dem Zuschauerraum und das Geschrei der erbitterten Mönche, die den Pachymius umgaben, trugen nicht dazu bei, seine Nerven zu stärken oder ihm die Auswahl zu erleichtern.

„Ich will nicht, ich will nicht,“ rief er endlich, indem er tropig aufsprang. „Mag der Bischofsstyx zum Teufel gehen! Jedes einzelne meiner Gleichnisse wiegt alle Bischofsstyx Egyptens auf.“

„O, über die Eitelkeit der Dichter!“ rief der Statthalter.

„Nicht Eitelkeit ist es,“ entgegnete Apollo, „sondern Vaterliebe, und da mir selbst diese Schwäche nicht fremd ist, freut es mich, sie auch bei ihm zu finden.“

„Nun,“ sagte der Statthalter, während er sich zu dem Dämon wandte jetzt kommt die Reihe an Deinen Mann. Laß ihn her austreten.“

„Brüder,“ begann der Dämon, sich an die Versammelten wendend, „wer würdig sein soll, Bischof zu werden, muß zeigen, daß er der größten Selbstverleugnung fähig ist. Ihr habt gesehen, wie schwach unser neu gewonnener Bruder Konnus ist. Mehr darf billiger Weise von unserem Bruder Pachymius erwartet werden, der schon lange im Geruch der Heiligkeit steht. Ich fordere ihn deshalb auf, jetzt seine Demuth und Selbstverleugnung zu bewähren und sich der schwersten Kasteiung zu unterwerfen, indem er in diesem großen Gefäß, das eigens dazu aufgestellt worden ist, eine gründliche Waschung an sich vornimmt.“

„Mich waschen?“ schrie Pachymius mit einer Lebhaftigkeit, deren ihn kaum Einer für fähig gehalten hätte. „Mit einem Schläge die Heiligkeit von sieben- undfünfzig Jahren zerstören? Nicht um Alles! Hinweg, Du Erzfeind meiner Seligkeit! Ich kenne Dich! Du bist der Dämon, der mich gestern auf seinem Rücken hierher gebracht hat!“

„Ich dachte, es sei ein Engel gewesen“, warf der Statthalter dazwischen.

„Ein Dämon in der Verkleidung eines Lichtengels“, antwortete Pachymius. Nun erhob sich eine erregte Auseinandersetzung unter der Partei des Pachymius. Während die Einen seine Standhaftigkeit lobten, warfen die Anderen ihm Querköpfigkeit vor.

„Was?“ rief er den Tadeln zu. „Wollt Ihr meinen Ruhm gänzlich vernichten? Soll von mir geschrieben werden: der Heilige Pachymius hat die Ge-

sehe der Eremiten befolgt, so lange er in der Wüste weilte, in der es kein Wasser giebt, als er aber das erste Bad in Sicht bekam, strauchelte er und fiel?"

„Vater“, riefen die Einen ihm zu, „schmeckt Das nicht nach weltlichem Hochmuth?“ Dagegen die Anderen: „Ja, es ist ein Dämon als Dichtengel verkleidet, der Das anrührt. Sei stark! Gedenke der Briden der ersten Befehner!“ ... „Der Heilige Johannes wurde in einen Kessel voll siedenden Oels geworfen“ ... „St. Apollonius wurde thatsächlich ertränkt.“ ...

„Ich habe Ursache, zu glauben“, sagte Einer, „daß die Ekstasie des Waschwassers arg übertrieben wird.“

„Ich weiß, daß Dem so ist“, sagte ein Vierter. „Ich habe mich einmal gewaschen, obgleich Ihr es nicht wißt, und kann bezeugen, daß es keineswegs so unangenehm ist, wie man annehmen sollte.“

„Das ist ja eben, was ich fürchte“, sagte Pachymius. „Allmählich könnte man vielleicht dazu kommen, es zu mühen! Widerstrebe den Anfängen des Uebels!“

Da nun bei diesem Hin und Wider der ganze Haufe den Anachoreten immer näher an den Wasserzuber heranschob, kam er schließlich so dicht an das Gefäß, daß er das klare Element darin schwimmen sah. Kaum war Das geschehen, so wick er entsetzt zurück. Dann aber raffte er alle seine Kräfte zusammen, senkte den Kopf, streckte die Arme nach vorn und stürzte, pustend und schraubend wie ein Befehner, auf das ungeheure Gefäß zu, das er mit einer geradezu übermenschlichen Kraft — nicht unwerth, unter seine Wunder eingereiht zu werden — packte und umstürzte.

„Bringt mich in meine Einsiedelei“, schrie er gellend. „Ich verzichte auf den Bischofsstih! Bringt mich in meine Einsiedelei!“

„Amen!“ sagte der Dämon, nahm seine wahre Gestalt an und flog mit dem Pachymius auf seinem Rücken unter dem Jubel der Menge davon.

Pachymius fand sich am Eingang seiner Höhle wieder und empfing, mit sich selbst zufrieden, die Glückwünsche der benachbarten Anachoreten, die ihn ob seiner Standhaftigkeit priesen. Er verbrachte den größten Theil seiner übrigen Tage in der Gesellschaft des Teufels . . . und wurde deshalb nach seinem Tode heilig gesprochen.

„O Phoebus“, sprach aber Konnus, als er allein mit dem Gotte war, „verhänge über mich welche Strafe Du willst, wenn es mir nur vergönnt ist, Deine und der Nusen Günst wiederzugewinnen! Laß mich vor allen Dingen meine Paraphrase zerstören.“

„Du sollst sie nicht zerstören“, antwortete ihm Phoebus, „Du sollst sie veröffentlichen. Und Das gerade soll Deine Strafe sein.“

So ist es zu erklären, daß das Epos über die Siege des Bacchus und die Paraphrase über das Evangelium des Heiligen Johannes gleichzeitig als die Werke des Konnus auf uns gekommen sind. Bisher konnten die Gelehrten keine Erklärung dafür finden, wie der selbe Mann zwei so unvereinbare Werke verfaßt haben könne. Erst vor wenigen Jahren löste sich das Räthsel, als in einem vom Erzherzog Rainer erworbenen Fayum-Papyrus die hier berichteten Thatfachen ans Licht kamen.



Eine neue Konjunktur.

Quisquis praesumitur bonus, donec contrarium probetur; zu Deutsch: jeder Autor gelte als ein reinen Herzens Strebender, so lange er nicht „die letzte Hand an ein abendfüllendes Schauspiel gelegt hat“. Diese bitteren Worte wird Niemand geküßig schelten, der in den letzten Jahren den dramatischen Kurszettel studirt hat. Sobald ein findiger Kollege einen neuen Werth auf den Markt gebracht hatte: flugs legten die Anderen ihr Vischen Haben in der hochfeinen Bourse an. Bis dann wieder Baisse eintrat und die Interessenten sich eilends der ihnen bisher theuersten Güter entäußerten. Gesehn wurde ein Milieu „hingestellt“ (das Mechanische des Ausdrucks ist bezeichnend), in dem beileibe nicht Staub gewischt werden durfte, heute kramte der proteische Dichter eine blißblanke Märchenwelt aus. Fregolikünste waren Trumpf und der Herr wurde allnächtlich dreimal verleugnet. Sobald aber einer unserer Großen der modernen Dramatik ein neues Gebiet erobert hatte, so pflügten auch schon die Kleinen den jungfräulichen Boden. Nicht mit Erfolg — ich spreche nicht vom Kassenrapport! —, denn eine Dichtung kann uns nur etwas Werthvolles gewähren, wenn sie eine Beichte ist; der Dichter muß ein Bekenner sein, ein im sokratischen Sinne Befessener, den sein Werk vom Dämon erkßt. Wer nicht heirathen muß, soll es bleiben lassen; und das Selbe gilt vom Dramenschriften.

Eben beginnt wieder einmal eine neue Konjunktur. Vor einigen Jahren hat Herr Sudermann das neuraasthenische Frischken in die Uniform eines Infanterielieutenants gesteckt und der schwächliche Bengel war das Entzücken all der Beklagenswerthen, auf deren Routs hundert Jahre nach Nathan dem Weisen immer noch selten Epauletten zu sehen sind. Herr Sudermann kennt sein Publikum; und wer kennt es nicht? Es bekreuzte sich vor der adeligen Nachlosigkeit und alle die Aufrechten und Nährfesten im Parquet erneuerten im Stillen den Rättschwur wider die kulturfeindlichen Agrarier. So sind sie Alle, sagten die bürgerlich Sittenreinen und applaudirten, daß die Handschuhe plakten. Das hatte Herr Sudermann nicht behauptet; er hatte einen Einzelfall aus der chronique scandaleuse wirksam dialogisirt und weiter nichts. Nur mit Hilfe des dolus eventualis konnte man ihn anklagen, die Arme auf den Brettern, die die Welt bedeuten, verleumdet zu haben. Nun aber ist dem Vorläufer der Volkender gefolgt: Herr Otto Erich Hartleben will, was Sudermann individuell nahm, ins Typische erheben. Er hat uns unter dem Titel „Rosenmontag“ eine „Offiziertragoedie“ geschenkt. Ein Danaergeschenk, wenns je eins gab. So sprach ich jüngst noch in holdem Leichtsinne. Aber wir Menschen werden wunderbar geprüft. Ich sah Herrn Philippis „Mission“; und als der Autor zum letzten Male gerufen war, da

war auch die unerschütterliche Ueberzeugung in mir gereift, daß „Rosenmontag“ ein ausgezeichnetes Stück ist. Relativ natürlich; aber was ist nicht relativ? Tout est relatif, même l'absolu, sagt Henri Rochefort. Ich will mich also nur mit der Frage beschäftigen, ob die Ergänzung des Titels, die Hartleben mit den Worten „Eine Offiziertragoedie“ gegeben hat, berechtigt ist oder nicht. Die Handlung des Stückes wird ja den Lesern aus dem Theater oder aus dem Artikel „Noabiter Dramaturgie“ hinlänglich bekannt sein.

Rein äußerlich genommen, ist die Bezeichnung „Offiziertragoedie“ zur Genüge motivirt, denn das Personenverzeichnis nennt ganz am Schluß nur schamhaft einen Civilisten; alle übrigen Auftretenden tragen des Königs Rod. Wenn nun nette Menschen zugeben wollen, daß „Rosenmontag“ eine Tragoedie sei, so kann man das Stück wohl auch als eine Offiziertragoedie bezeichnen. Allerdings dürfen wir uns Hartlebens Hauptleute und Lieutenants nicht in der Hausjoppe ansehen, denn der Autor hat nur ein Duzend Skeletts mit Uniformen bekleidet. In seinem dramatischen Panoptikum stehen eine Menge Puppen, aber er hat vergessen, einer jeden ein eigenes Gesicht zu geben. Wer nach gewissenhaftester Lecture Herrn Paul von Ramberg und Herrn Peter von Ramberg unterscheiden kann, der besitzt einen beneidenswerthen physiognomischen Spürsinn; und auch die Herren Klemm, Marschall e tutti quanti sehen einander so ähnlich wie ein Kultusminister dem anderen. Des Dienstes immer gleichgestellte Uhr schlägt eben der Persönlichkeit das letzte Stündlein, wird der Dichter vielleicht auf diesen Vorwurf antworten; aber eben diese Ansicht — deren praktische Konsequenz die ist, daß der Dialog des Stückes einem Schutthaufen gleicht — ist durchaus irrig. Der Beruf des Militärs bildet durch die stete Uebung des Befehlens und Gehorchens, des Sich Beugens und Sich Durchsetzens ein Gymnasium des Willens, eine Schule der Persönlichkeit wie kein anderer. In jedem Heere giebt es Bonapartes, denen die Stimmung der Zeit die Entwicklung zum Napoleon versagt; hier birgt sich ein Stück Offiziertragoedie, an dem Herr Hartleben achtlos vorüber gegangen ist. Er hat sich nicht bemüht, Charakterköpfe zu finden und nachzuzeichnen. Vom Leben, vom Geist des Offiziercorps verspüren wir kaum einen Hauch; und wie der Lieutenant sich räuspert und spuckt, Das hat uns Reif-Reißlingen amüsanter und eben so „echt“ gezeigt. Von Hartlebens Offizieren läßt sich nur sagen, daß sie merkwürdig berebt, sentimental und sit venia verbo! — ruppig sind. Gerade diese Eigenschaften aber sind für das preussische Offiziercorps schwerlich charakteristisch. Zunächst wird Jedem, der den Verkehr unserer Casinos aus eigener Anschauung kennt, die dünnflüssige Eloquenz befremden, mit der die Herren einander unablässig antoasten und haranguiren. Es ist ja möglich, daß seit zehn, zwölf Jahren die Beredsamkeit bis in die Sphäre der Subalternoffiziere hinabgesickert

ist; sehr wahrscheinlich ist mir diese militärische Massenmimicry nicht. Da man aber persönliche Beobachtungen leicht mit dem Hinweis auf ihre Subjektivität entwerthen kann, so will ich lieber hervorheben, daß die dienstliche Erziehung den Offizier von der Reveille bis zum Zapfenstreich zu präziser Kürze im Ausdruck anleitet und jede Salbaderei verbannt. Die *Guada* des biedereren Bezirksvereiners wird ihm stets fremd bleiben und er wird schon aus Gewohnheit in verständiger Oekonomie nur das Nothwendige und Hinreichende sagen. Alles, was auch nur im Geringsten an Gefühlsduselei erinnert, lehnt der Soldat, der an stummen Gehorsam und passiven Heroismus gewöhnt ist, verächtlich ab. Bei Hartleben aber zerdrückt selbst der jüngste Dachs stets eine Manneszähre im treublauen Auge. Der Offizier ist Realist — er muß es sein, weil jeder Augenblick seiner Thätigkeit ihn darauf vorbereitet, der furchtbarsten Realität ins Antlitz zu sehen —, Sentimentalitäten darf er in sich und um sich nicht dulden, er schämt sich zarter Empfindungen und verbirgt sie scheu. Bei Hartleben aber stammeln die Herren, selbst während Kalbschnitzel servirt werden, in schwülstigem Kommissivstijismus zum Bilde des Regimentskommandeurs empor. In diesem Stande, in dem Jeder mit dem Gedanken vertraut ist, seine Persönlichkeit einzusetzen, für alles Handeln die Verantwortung tragen zu müssen, ist die Voraussetzung kaum annehmbar, daß ein paar noch so nachsorsche Kameraden sich vermaßen, für einen Dritten Vorsehung zu spielen; und daß es noch dazu zwei kruzbrave Jungen sind, die einen so bühnischen Streich auskügeln, ist ein grober Verstoß gegen die Logik der Charakteristik. Solch junger Lieutenant steht immer auf der Seite des lieben kleinen Räbels und nie auf der Seite der Großmutter. Und eine solche Intrigue könnte nur die äbelsten Folgen für die Anstifter haben; sie würden bei Vorgesetzten und Kameraden geächtet sein. Kein Einziger würde sich wundern, wollte Hans Rudorff die sauberen Verwandten vor seine Pistole stellen; es ist nicht wahr, daß die Herren sich nicht mit ihm schießen würden, weil es sich nur „um so ein Räbel“ handelt. Der Hintergangene braucht sie nur mit dem Namen zu nennen, der ihnen gebührt, er braucht sie nur als Das, was sie sind, als hundsföttische Lügner, zu brandmarken und sie werden sich der Abrechnung mit der Waffe nicht mehr entziehen können. Herr Rudorff hat, von falschen Freunden falsch unterrichtet, dem Obersten sein Ehrenwort darauf gegeben, daß es mit dem Verhältniß zwischen ihm und Traute aus sei. Er braucht dem Vorgesetzten nur den wahren Sachverhalt mitzutheilen und der Oberst wird nicht daran denken, ihm Wortbruch vorzuwerfen.

Warum also „Offiziertragoedie“? Wäre Hans Rudorff Affessor und begingen zwei Referendare die fürsorgliche Felonie, dann wäre es eine Juristen- oder präziser eine Affessoren-Tragoedie. Herr Hartleben hat durch die Wahl des

Untertitels versprochen, uns zu zeigen, wie ein Mensch von werthvoller Eigenart im Kampf wider Standesaufschauungen vernichtet wird. Das ist ihm aber nicht gelungen, denn Hans Rudorff ist ein Duzendmensch und die Anschauungen, die ihn angeblich vernichten, sind gar nicht Sonderbesitz des Offizierstandes, sie sind Gemeingut der sogenannten „Gesellschaft“. Ich habe als a. oder Offizier einen — übrigens adeligen — Kameraden gekannt, der in angeregter Stimmung und en petit comité auf die rothen Aufschläge am Waffenrock zu deuten pflegte und diese Geste mit den nichts weniger als gesinnungstüchtigen Worten erläuterte: „Das giebt rothe Hosen für der Freiheit Heer.“ Solch ein zwiespältiger, ein „rother“ Lieutenant, der den Konflikt zwischen der durch Erlebtes und Erlesenes gewonnenen staatseindlichen Anschauung und dem Eid gegen den Kriegsherrn, der Standestradition, der Liebe zum Beruf, den ererbten Vorurtheilen durchkämpfen muß, könnte wohl in den Mittelpunkt einer Offiziertragoedie gestellt werden. Hans Rudorff ist aber ein Mittläufer, kein outsider, er ist durch und durch aus dem selben Teig wie die Kameraden, nicht die leiseste satirische oder polemische Anwendung regt sich in ihm. Das Erlebte ruft nicht den Zweifel, die Kritik in ihm wach, er prüft die Institutionen nicht, er vollzieht keine Loslösung, das Fundament seines Wesens bleibt unerschüttert. Wüßte er sich nach qualvollem Ringen entschließen, zu verbrennen, was er einst angebetet, wüßte er die idealen Werthe, die sein Stand ihm zu gewähren schien, einen um den anderen als Falschmünze verwerfen, dann wäre der Titel Offiziertragoedie gerechtfertigt. Hans Rudorff denkt nicht so scharf, er fühlt nicht so tief, er erhebt sich nicht über Ganglienraisonsnements, er möchte nur gern seine Traute heirathen. Er könnte es, wenn er wollte. Vergleichen kommt auch heutzutage noch vor. Daß er es vorzieht, noch einmal bis zur Erschlaffung das Tanzbein zu schwingen und dann im pas de deux in den Tod zu gehen, ist individuell. Dem Offizier ist eine gewisse Beschränkung in der Wahl seiner Gattin auferlegt. Das ist das tragische Motiv des Stückes; diese Beschränkung gilt thatsächlich, wenn auch nicht als Vorschrift formulirt, für die anderen „besseren“ Stände fast in dem selben Umfange. Die Charakteristik, das innere Milieu — wenn ich den Urtheils- und Empfindungskomplex dieses Kreises so nennen darf —, die Handlung sind entweder indifferent oder mit dem Wesen des Offiziercorps, wie es nach seiner geschichtlichen Entwicklung und seiner beruflichen Bestimmung ist und nothwendig sein muß, geradezu unvereinbar. Das äußere Milieu ist mit photographischer Treue abkonterfeit: es wird sehr viel Pommery getrunken und der Held nennt seinen Vurschen mehr-fach Esel. Der Dichter hat also allen Anforderungen des modernen Realismus Genüge geleistet. Der Titel „Offiziertragoedie“ aber ist eitel Anmaßung. „Rosenmontag“ ist, wie „Frischen“, ein dialogisirtes fait divers,

ein Nichts, das Herr Hartleben pausbädig zum Fünfkatter aufgeblasen hat, weil er weder Sudermanns knappe Technik noch seinen sicheren Bühneninstinkt besitzt. Den succès de mépris, den er errungen hat, gab ihm der Stoff allein und darum glaube ich, daß eine neue Konjunktur, die der Offiziertragoedie, begonnen hat.

Eduard Goldbeck.



Selbstanzeigen.

Die Treue. Novellen. Wiener Verlag. 1900.

Wenige Männer oder gar Frauen haben — Das ist meine Ueberzeugung — eine Ahnung von der geistigen Organisation des Weibes. Die Meisten verkehren, sprechen, handeln in dem Glauben, daß die Gesetze der weiblichen Psyche die selben sind wie die des Mannes. Einige Autoren, Knut Hamsun, Anton Tschekow, Peter Altenberg in seinen besten Dichtungen, haben eine andere Meinung. Sie wissen, daß die Frau mehr Instinkt- und weniger Bewußtseins-Mensch ist als der Mann, aber sie sind hellichtig genug, um der Pedanterie z. B. des Psychiaters Möbius auszuweichen, der neulich erst wieder aus dem ungebrosenen Instinktleben auf „den Schwachsinn des Weibes“ schließen zu können glaubte. Aber nicht nur der Schwachsinn, auch der Starksinn des Weibes entspringt aus ihrem Instinktleben. Aus meinen Novellen ließe sich — vielleicht? — der eine oder andere allgemeingiltige Satz in dieser Richtung konstruieren . . . Konstruieren, denn ich glaube, fast jede fettgedruckte Sentenz vermieden und mit jener Diskretion, die ich Anton Tschekow verdanke, die Konflikte nur allein durch die handelnden Personen angedeutet zu haben. Nichts würde mich mehr freuen, als wenn der Leser die Novellen nur „spannend“ findet. Gute Hintergründe eines Kunstwerks sind da, um übersehen zu werden.

Wien.

Stefan Großmann.



Merlin. Dramatisches Gedicht in zwei Aufzügen. Dresden und Leipzig, E. Piersons Verlag. Preis 1 Mark.

Unter allen künstlerischen Problemen erschien mir stets das Geschick der Einzelseele, des individuell Angelegten, als das interessanteste. Wer sich in freier Entwicklung über die Allgemeinheit erhebt, ja, auch nur ein Ziel hat, das in seiner Größe und Idealität ihn über den Alltagsmenschen stellt, ist stets der Anerkennung würdig, selbst dann, wenn es ihm nicht gelungen ist, sein Ziel zu erreichen. Diesem Grundgedanken eine poetische Form zu geben, habe ich in meinem „Merlin“ versucht. Die Fabel, wie der Zauberer Merlin mitten in

seinem rastlosen Streben den Verlockungen des Elfenkinds Viviane zum Opfer fällt und wie er ihretwegen Weis und Kind verläßt, um schließlich mit der Erkenntniß zu sterben, daß die Räthsel der Natur unlösbar seien und daß nicht im Leben und Genießen, sondern nur im mild verziehenden und tröstenden Tode der Menschheit ganzes Glück liegt: diese alte deutsche Fabel darf ich wohl als bekannt voraussetzen. Wie Goethes immer strebend sich mühender Held endlich erlöst wird, so findet Merlin nach des Lebens Qual und Noth einiges Glück und Frieden in dem Gefilden der Seligkeit.

Mag Kirchsstein.



Mag Havelaar. Von Multatuli. Deutsch von Karl Mißste. Mit einer Einleitung. Halle a. d. S., Otto Hendel (Bibliothek der Gesamt-Literatur). Preis gebunden 1,25 Mark.

Wer Multatuli war und was speziell sein „Mag Havelaar“ bedeutet, ist den Lesern dieser Zeitschrift aus mehreren Artikeln bekannt. Ich habe es für angebracht gehalten, eine billige Ausgabe zu veranstalten, damit auch in weiteren Kreisen bekannt würde, daß es früher einmal in Holland einen Mann gegeben hat, der seine Uebergangung höher schätzte als ein hohes und einträgliches Amt und der dann noch im tiefsten Elend seine Gegner so herzhast verlasten konnte. Das Werk regt sowohl zum Lachen wie auch zum Nachdenken an. Beides kann Keinem schaden.

Dr. Karl Mißste.



Urgeschichte der Kultur. Vom Dr. Heinrich Schurz. Mit etwa 420 Abbildungen im Text, 8 Tafeln in Farbendruck, 14 Tafeln in Holzschnitt und Negung und 1 Kartenbeilage. In Halbleder gebunden 17 Mark.

Die Urgeschichte der Kultur verfolgt den praktischen Zweck, einen Ueberblick über die Kulturansätze und die dabei wirksamen Kräfte zu geben, so weit sie mit Hilfe aller zu diesem Zweck verwendbaren Forschungsmittel zu ergründen sind. Der Untersuchung der allgemeinen Grundlagen, ferner der gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Zustände folgt eine Uebersicht der materiellen und der geistigen Kultur. Kein Gebiet des menschlichen Thuns und Denkens bleibt unbeachtet. Durch das Ganze aber geht ein einheitslicher Zug, ein Bewußtsein, daß es sich im Kulturleben der Menschheit nicht um zersplitterte und vereinzelte Arbeiten handelt, sondern daß sich die Kultur aus dem dunklen Grunde der Urzeit wie ein machtvoller Bau erhebt, an dem unzählige Generationen in unbestimmtem Drange gearbeitet haben und den wir nun mit wachem Auge und starker Hand fortführen müssen, wenn wir nicht zwecklos die kurze Bahn des Daseins durchlaufen wollen. Das Werk sucht seine Anhänger nicht nur unter den Gelehrten, sondern unter allen Gebildeten. Die Abbildungen sind mit größter Sorgfalt ausgewählt und mit peinlichster Akkurateffe hergestellt worden.

Leipzig.

Bibliographisches Institut.



Geschichte der Kunst aller Zeiten und Völker. Von Karl Boermann.
 Erster Band: Die Kunst der vor- und außerschristlichen Völker. Mit
 615 Abbildungen im Text, 15 Tafeln in Farbendruck und 85 Tafeln in
 Holzschnitt und Tonätzung.

Dieses 667 Seiten starke Werk bildet den ersten Band einer auf drei Bände berechneten allgemeinen Kunstgeschichte; der zweite wird die christliche Kunst bis zum Reformationzeitalter darstellen, der dritte die Kunst der neueren Zeit behandeln. Als wichtigste Aufgabe des Verfassers galt uns das konsequente Bestreben, die Kunstgeschichte zur Vermeidung von Einseitigkeiten um ihrer selbst willen darzustellen, nicht im Dienst irgend eines Systems. Von diesem Standpunkt ausgehend, legte der Verfasser das Hauptgewicht auf die Entwicklung der künstlerischen Motive als solcher und betonte mehr das entwicklungsgeschichtliche Moment, als daß er etwa eine Aufzählung aller einzelnen Kunstwerke anstrebte, die den Leser nur verwirren haben würde. Neu ist die zusammenhängende Behandlung der Kunst der Ur- und Naturvölker, die in unserem Buche zum ersten Male gewagt ist; und was die Form der Darstellung betrifft, so mußte es die Aufgabe des Verfassers sein, den wesentlichsten Inhalt der neuesten Forschungen auf Grund eigener Quellenkenntniß und eigener Anschauung der behandelten Kunstwerke in geschmackvoller Form zu geben, da unser Buch von vorn herein für die weitesten Kreise bestimmt war. Endlich gebührt noch den beigegebenen Illustrationen, Tafeln wie Textbildern, eine Erwähnung; auf geschickte Auswahl und mustergetriggte technische Herstellung ist alle Sorgfalt verwendet worden.

Leipzig.

Bibliographisches Institut.



Im Winter des Mißvergnügens.

Hopp, Hopp, Hopp! Pferdchen, lauf Galopp!" Dieser alte Kinderkehrreim aus der Zeit der Tannenbaumfreunden paßt auf die Bewegung der Börsen. Sie würden ihren Freunden gern schöne Weihnachtsgeschenke zukommen lassen und bemühen sich darum, ein recht hübsches, flottes Geschäft zu inszeniren und die Kurse immer höher zu treiben, die freilich in den letzten Monaten jäh in die Tiefe geschleudert worden sind. Rechtzeitig aber erinnert man sich noch des Mangels an flüssigen Mitteln, der vor einer Uebertreibung der Kaufgeschwindigkeit warnt; und so stockt denn rasch wieder der Verkehr. Mit Gewalt, hatte man eine Weile geschafft, könnten Gewinne erzwungen werden, die doch nur nach langer, emsiger Arbeit einzuheimsen sind. Die Zeiten sind noch immer schlecht. Das läßt sich nicht vertuschen, und wollte es Jemand leugnen, so müßte ihn die Jaghaftigkeit, die jedem Anlauf folgt, schnell eines Besseren belehren. Mit Gewalt sollen auch die Banken, die den kleinen Bankier aufgefressen haben und nach einer noch intimeren Einbürgerung des Börsengesetzes immer mehr zu den Herren der Situation werden müssen, zu hohen Dividenden gezwungen werden, während es doch nicht möglich ist, nach einer Periode allgemeinen Stillstandes, unter der besonders das

Emissiongeschäft mit seiner Agiotage zu leiden hat, die früheren Gewinne herauszuwirthschaften. Alle, selbst Solche, die in der jetzigen Börsenlage keine Gefahr erblicken, sondern sogar die Anzeichen einer Befestigung und Besserung des Geschäftes sich mehren sehen, fürchten sich vor den kritischen Frühjahrestagen, in denen die Standard-Institute ihre Abschlässe für das laufende Jahr veröffentlichen werden. Das Konto „Abschreibungen“ wird überall mächtig anschwellen müssen, wenn die Sicherheit künftiger Dividendenzahlungen verbürgt werden soll; und sobald die Epoche der Generalversammlungen beginnt, wird es manchen Kampf mit den Aktionären kosten, die sich nicht gefallen lassen wollen, daß aus ihrem Zell Riemen geschnitten werden. So wird heutzutage ein Bankdirektor zu einem der geplagtesten Wesen auf dem Erdentund. Gehorcht er den Rathsungen zur Vorsicht und hält sich von dem Versuch fern, das Aktientapital und die sonstigen Mittel oder gar den Kredit seiner Gesellschaft für gewagte neue Unternehmen zu verwenden, so entgeht er zwar einem Risiko, muß aber auch darauf verzichten, einen ansehnlichen Profit einzustricken, und hat später vielleicht mitanzusehen, wie der von Bedenken freiere Konkurrent die ihm winkende Frucht genießt. Alles hängt eben davon ab, ob das Wagniß ein gutes oder ein schlechtes Ende nimmt; aber dafür fehlt dem auf seine Dividendenansprüche poehenden Durchschnittsaktionär jegliches Verständniß. Jede Spekulation ist ihm recht, wenn sie Erfolge bringt; sie ist verpönt, sobald sie ihm oder doch seiner Bank die gehäuften Schätze mindert. Wer diese Verhältnisse kennt, versteht auch die Praxis der meisten Institutsleiter, denen, mit deren Geldern sie wirthschaften, so lange es irgend geht, keinen Einblick in die Geschäftsführung zu gestatten und sogar in den Jahresberichten bei der Rechnungslegung nur magere Angaben zu machen, die wohl beweisen, daß die Buchführung in Ordnung ist, die aber über das Wesen des Geschäfts, über Erfolge und Mißerfolge, über Pläne und Absichten fast gar nichts verrathen.

Eine harte Probe wird den Börsen durch den Versuch anferlegt werden, die Mittel für die Weltpolitik des Deutschen Reiches abermals aufzubringen. Die Schatten, die große Ereignisse vorauswerfen, sind schon jetzt an den Wänden der Börsensäle sichtbar. Vom Kursgebäude der Reichs- und Staatsanleihen bröckeln immer größere Stücke ab und man bemerkt die Ranche überraschende Thatsache, daß der kleine Sparer, der angeblich Hauptinteressent an den heimischen Renten sein soll, für diese Papiere, so weit Reich oder Staat sie angesetzt haben, überhaupt nicht existirt, daß vielmehr der Hauptbesitz sich in den Händen der großen Kapitalisten angesammelt hat, mögen sie Privatpersonen oder Aktiengesellschaften sein, und daß auch sie zum großen Theil nur auf Grund gesetzlicher oder Verwaltungsvorschriften ihre Fonds in den Staatspapieren angelegt haben. Die paar Milliarden, die von kleinen Leuten aus freiem Antrieb, ohne den Zwang der Münzelgeldvorschriften, dem Reich oder dem Staat bargeleihen sind, kommen nicht in Betracht gegenüber den Summen, die allein in den Truhen der Banken liegen. Empfinden diese Institute einmal das Bedürfniß nach barem Geld, dann bringen sie ihre Staatspapiere auf den Markt, so weit sie nicht durch statistische Bestimmungen in der Verfügung über die Fonds gehemmt sind, und führen sofort eine Kursabschwächung herbei. Deshalb sollte das Reich sich nachgerade entschließen, die Ueberschüsse, die die Finanzverwaltung bringt — und der neue Etat ist offenbar um Vieles ungünstiger aufgestellt, als er sich aller Voraussicht

nach gestalten wird — in steigendem Maße für Sonderausgaben zu verwenden, im Uebrigen aber natürlich bei allen kriegerischen Unternehmungen auf die eigene finanzielle Sicherheit besser als bisher Rücksicht zu nehmen. Die berechtigte Angst vor einer weiteren Entwerthung der heimischen, niedrig verzinslichen Werthe hat ja schon zu dem Entschluß geführt, auch das nächste Mal, wie in den letzten Jahren, dreiprozentige Papiere auszugeben. Es will aber dem Staatsbürger noch immer nicht einleuchten, daß er als Gläubiger des Reiches schlechter behandelt werden soll als der Bürger der amerikanischen Union, dem Deutschland vier Prozent Zinsen gewährt, und noch weniger, daß sein Vaterland stark genug sein soll, um sich über alle Gebote des Geldmarktes hinwegsetzen zu können.

Noch hindert die Geldknappheit die Ausführung der Projekte, die seit dem Frühjahr 1900 unvollendet liegen geblieben sind. Mißmuth und Zagen lastet zumal auf der Industrie. Die Pille, die sie zu schlucken gezwungen wurde, war zu bitter und beschwert noch den Magen. Mancher, der noch gestern auf stolzen Rossen saß, ist heute schon recht schüchtern geworden. Die Sorge der guten Menschen, die ob der Kohlennoth in Kengsten vergingen, ist längst gewichen. Noch werden die Preise hochgehalten, aber wer Waare braucht, bekommt sie; und wenn England erst wieder in der Lage ist, in einen schärferen Wettbewerb einzutreten, werden wir auch billigere Preise erleben. Das rheinisch-westfälische Kohlen Syndikat hat sich von den Handelskammern, die im Westen das große Wort führen, ins Boddenhorn jagen lassen und feierlich versprochen, fortan nicht mehr die Händler gewähren zu lassen, sondern schnell mit der Zuchtruthe dazwischen zu fahren, sobald die Händler bei Kohlenkäufen ungewöhnlich hohe Gewinne beanspruchen. Die edle Fürsorge ist unnöthig, denn bald wird es selbst dem Bierigsten nicht mehr möglich sein, über die Syndikatspreise wesentlich hinauszugehen. Hoffentlich wird sich das Syndikat nicht auf die schiefe Ebene drängen lassen und Abgabestellen einrichten, die in direktem Verkehr mit den Verbrauchern treten sollen. Dann wäre es mit der Sicherheit und Verlässlichkeit des wohlorganisirten Großhandels vorbei und in schlechten Zeiten müßte seine Hilfe, die bisher stets dem Syndikat über die Ungunst einer Konjunktur hinweg geholfen hat, versagen. Die Uebergriffe, die sich der Handel im Bewußtsein seiner Macht erlaubt hat, sollen nicht entschuldigt werden. Es wäre aber von den großen wirthschaftlichen Organisationen sehr unklug gehandelt, wenn sie den Einfluß der Händler auf den Ausbau des Geschäftes zu beschränken versuchten. Das wäre schlimmer, als wenn einmal ein Hochofen ausgeblasen wird, weil für ihn keine Beschäftigung mehr zu finden ist, oder wenn ein bedeutendes Werk seine gesammte Eisenerzeugung an ein ausländisches Unternehmen verkauft, weil die Aufnahmefähigkeit des Inlandes erschöpft scheint. Dem Handel ist oft zum Vorwurf gemacht worden, daß er sein Vaterland über die politischen Grenzen hinaus erweitere. Heute wird solche Expansion ja für höchst patriotisch gehalten. Der Handel muß international sein und er darf es, weil die Konkurrenz auch im Ausland niemals schläft. Die Industrie könnte von den hohen Preisen, zu denen sie in der Zeit der Hochkonjunktur ihre Erzeugung bis in das nächste Jahr hinein abgeschlossen hat, keinen Nutzen haben, wenn nicht die Händler unter Aufbietung höchster Gewandtheit die Abnahme der bestellten Mengen durchzusetzen vermocht hätten. Lynkeus.